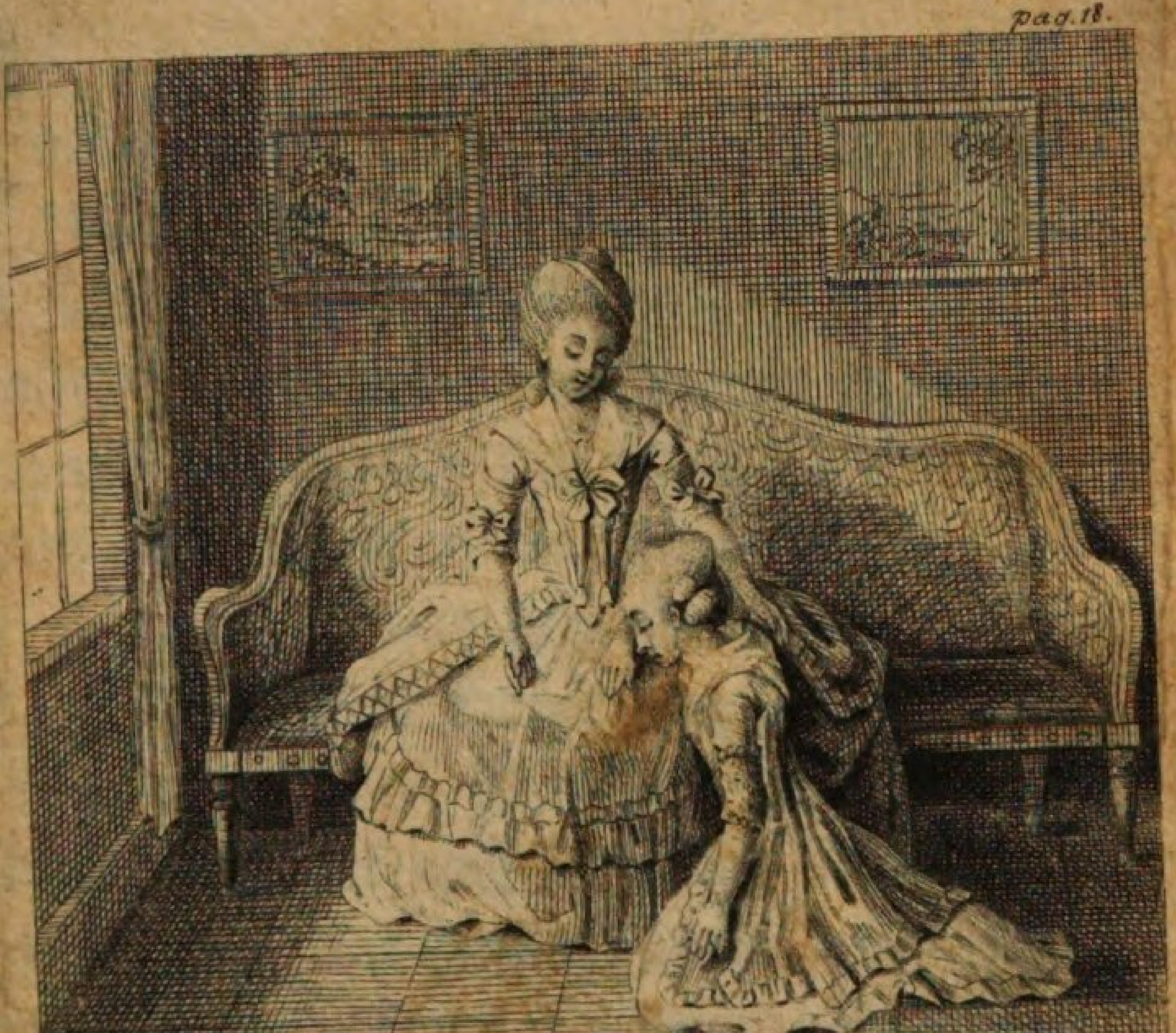
pag. 54.

D. Berger fecit. Berolini.

Die Geschichte
des
Herrn von Morgenthau.

Von dem Verfasser der Geschichte des
Henrich Stillings.



Zweyter Band.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1779.

Nachdem nun Herrn Pastor Steilmanns beyde Kinder versorgt waren, so begaben sich die beyden Alten vollends zur Ruhe. Der alte Greis machte sich anders keine Beschäftigung weiter, als sich selbst zu erbauen, um zum Uebergang in die selige Ewigkeit geschickt zu werden, und dem Herrn von Morgenthau und seinem Hause nützlich zu seyn. Er hielte täglich des Morgens und Abends auf seinem Zimmer eine feyerliche Betstunde; Morgenthau, seine Gemahlin und das Hausgesinde, mußten dabey erscheinen. Sonntags Morgens mußte alles nach Korndorf zur Kirche gehen; selbst Morgenthau bequemte sich dazu: denn der Alte pflegte zu sagen: Herr Sohn! Sie müssen den Ihrigen mit einem guten Exempel vorgehen. Ich

könnte euch wol allzusammen hier auf meinem Stuhl eine Predigt halten; allein das ist wider die Ordnung. Des Sonntags Nachmittags aber pflegte er das Hausgesinde zu catechisiren. Morgenthau war mit diesem häuslichen Gottesdienst und schönen Ordnung so wohl zufrieden, daß er sich nicht entbrechen konnte, oft seinem Schwiegervater dafür zu danken; dieses hatte dann die gute Würkung, daß der alte Greis immer mehr und mehr überzeugt wurde, sein Herr Sohn sey ein guter reformirter Christ.

Die alte Frau Pfarrerin aber konnte sich nicht so gut schicken. Sie hätte gern das Haushaltungsregiment fortgesetzt, und sie hatte sich würklich recht darauf gefreut, wie sie ihrer Tochter mit Rath und That beystehen, und das Haushaltungsruder lenken wollte. Anfänglich gieng sie auch wohl in die Küche; wenn sie aber daselbst all das Volk, das große Heerdfeuer und die vielen Töpfe erblickte, und also wohl begrif, daß diese Art zu kochen und zu braten weit über ihren Horizont hinaus war, so schlich sie still fort zu ihrer Tochter; da fand sie dann auch so viel unbegreifliches, daß sie weiter nichts begann, als daß sie etwa

den

den kleinen Friedrich küßte, stillschwieg und zu ihrem Manne gieng.

Einsmals an einem Nachmittag, als ihr vielleicht den Tag über vieles aufgestoßen seyn mochte, daß ihr nicht recht behagte, saß sie neben ihrem Mann und strickte ihm ein Paar Strümpfe, er aber las Augustins Buch von der Stadt Gottes, und war aus der maßen vergnügt, erklärte ihr auch zuweilen etwas, das ihm so recht schön deuchte. Doch merkte er bald, daß sie vorjetzo zur Erbauung nicht recht aufgelegt war. Er klopfte also seine Pfeife am Pantoffel aus, drehte sich gegen sie und sagte: mir deucht, Mama! du seyst hier nicht so munter, als zu Korndorf?

„Ach Papa! wären wir alte Leute doch im Himmel, wir sind der Welt nicht mehr nütze!"

Hm! daß wir Menschen doch die guten Tage nicht ertragen können! Fehlts Dir denn irgendwo?

„Nein gar nicht! aber mir wird die Zeit so lang, ich bin des Haushaltens so gewohnt, und muß nun andre haushalten lassen; es thut mir leid, ich sehe, daß ich in der Welt fertig bin."

Der gute Alte sah wohl ein, daß er hier mit den bündigsten Demonstrationen nichts ausrichten würde, daher schwieg er und erwartete die Abenddämmerung, in welcher Morgenthau gewöhnlich zu ihm kam, eine Pfeife Toback bey einem Glase Bier mit ihm zu rauchen; die Frau Pfarrerin pflegte dann in den Garten zu gehen, und den Wachsthum des Gemüses zu beobachten.

Des Abends nun, als sich Morgenthau gesetzt hatte, und beyde Pfeifen einen Dampf umher ausstreuten, fieng der alte Steilmann an: Herr Sohn! Ich hab Ihnen etwas zu sagen: meine Frau kann die guten, schönen Tage nicht gut ertragen. Sie kennen die Welt und das weibliche Herz, sie kann hier nicht das Regiment in der Haushaltung führen, und das thut ihr weh; sie sieht aber auch wohl ein, daß ihr das unmöglich ist. Was machen wir da? Es thut mir doch leid, daß diese treue Gefährtin meines Lebens nicht vergnügt seyn soll. Morgenthau erwiederte: dazu soll bald Rath geschaft werden. Stellen Sie ihr vor, so, als wenn Sie auf den Einfall gekommen wären, Sie wollten mich ersuchen, daß ich Ihnen Ihre eigene Haushaltung

geben möchte. Da vorn auf dem Gang will ich Ihnen die Küche einräumen, dazu einen Theil des Gartens; eine von meinen Mägden sollen Sie besolden, und die soll Ihnen zugehören, so kann die Frau Mama völlig eine eigene Haushaltung führen. Einen Keller soll sie auch haben; mit einem Wort alles, was zu einer Haushaltung gehört: nur müssen Sie sich hüten, daß Sie sich nicht merken lassen, als wenn dieser Vorschlag von mir käme. Steilmann fühlte und verstand den ganzen Plan; er war für Freude außer sich, drückte Morgenthau die Hand, und versprach die Sache einzurichten. Die Frau Pfarrerin war über die maßen vergnügt; sie bekam ihre Haushaltung, so wie sie es wünschte, und so wurde sie völlig ruhig.

Bis dahin hab ich nun die häusliche Geschichte Morgenthau's erzählt, von seinem Hauptzweck aber noch wenig gesagt. Nach und nach hatten sich verschiedene Männer mit ihren Familien gemeldet, welche gern im Bergthal wohnen wollten; Morgenthau aber erwählte nur diejenigen, welche durch Unglück oder Bedrängung getrieben, ihre Zuflucht zu ihm nahmen, andre, die anderswo

zu leben, und Güter hatten, wies er ab; denn er hatte den Grundsatz: daß niemand aus dem Ort und Stand treten müßte, in welchen ihn die Vorsehung gesetzt hat, bis sie ihn selbst heraus triebe. Caspar und Trinchen wohnten unterhalb dem Morgenthauer Hügel, ostwärts. Sie besaßen da einen Bezirk, der dreyßig Morgen Landes hielte, welche zum Theil in der Ebene am Bach, zum Theil aber auch den Hügel hinan und an der Sommerseite des Thals lagen.

Dieses Landgut aber durften sie nicht nach der gewöhnlichen Art behandeln, sondern Caspar mußte genau dem Plan folgen, den ihm Morgenthau vorzeichnete, und also jedesmal fragen, wenn er etwas neues einzurichten hatte. Dieser landwirthschaftliche Plan aber, den Morgenthau niedergeschrieben und überhaupt in seiner Herrschaft auszuführen fest beschlossen hatte, bestand in folgenden Hauptstücken: Jedes Landgut sollte den Bedürfnissen der Familie, welcher er es übergab, der Größe nach genau angemessen, und nicht größer seyn, als es die Noth erforderte.

Jedes Landgut sollte rund um beysammen liegen, und niemals zerstückt oder zerstreuet werden.

Ein solches Gut sollte rund um mit einem vier Fuß breiten und eben so tiefen Graben umzogen werden. Die ausgeworfene Erde mußte auf beyde Seiten des Grabens geschüttet, also auf beyden Seiten ein Wall davon gebildet und dieser Wall mit einer Hecke besetzt werden. Wo also zwey Güter an einander stießen, da mußten beyde Besitzer den Graben gemeinschaftlich unterhalten, und jeder seine Hecke pflanzen, die aber jederzeit von Weisdorn gepflanzt, hoch gezogen, wohl geschoren, und recht gut im Stande gehalten werden mußte.

Die Hälfte des Guts wurde zum Futterbau, die andere Hälfte aber zum Getreidebau bestimmt. Was gewässert werden konnte, war und blieb Wiese; von den andern Fluren aber sollte immer ein Drittel mit Winterfrucht, das andre Drittel mit Sommerfrucht, das dritte aber mit Gras und Klee besäet, und so immerfort abgewechselt werden. Doch mußte so der Ueberschlag gemacht werden, daß die Wiesen

und

und das Futterland zusammen immer ungefähr die Hälfte des Guts ausmachten.

Morgenthau liebte die Stallfütterung nicht; denn er glaubte, daß ein ruhiger Weidgang auf einem verschlossenen Stücke Landes dem Vieh angenehm, vortheilhaft und gesund sey. Damit aber doch der Dünger aufbehalten und recht genutzt werden möchte; so sollte der Knabe oder das Mädchen, welche das Vieh hüteten, allezeit mit einer Schaufel versehen seyn, und solchen in einen Winkel der Weide zusammentragen. Hier mußte ein Schoppen aufgerichtet werden, unter welchem das Vieh, die heisse Mittagsstunden durch, schatticht stehen konnte. Die Geilhaufen der Weide, das ist: die Plätze, wo das Vieh den Mist hinfallen läßt, und welche es nicht beweidet, wo also hohes starres Gras wächst, sollten abgemäht und in den Schoppen gestreut werden; wenn aber diese Streu nicht zureichte, so sollte das Vieh vom Stroh aus der Scheuer besorgt werden. Folglich wird auf jeder Weide eine Miststäte errichtet und also dieselbe mit Dünger versehen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht auf solchen Weiden und wird auch daselbst dreymal des Tages gemolken.

Das Wiesengras aber sollte getrocknet und zum Winterfutter verwendet werden, und wo dieses nicht zureichte, mußte der Kleebau den Mangel ersetzen. Das Gut selber durfte nicht durch Graben und Hecken in Theile zertheilt werden; denn diese Methode schränkt den Landwirth sehr ein, so daß er nicht seine Getreide- und Futterstücke groß und klein machen, oder nach Willkühr eintheilen kann.

Zu diesem Behuf mußte jeder Bauer mit gnugsamen Brettern und Pfosten versehen seyn, um damit die Viehweiden abzäunen zu können.

Die Waldung an der Mittagsseite des Thals behielt Morgenthau für sich, nicht als eine Domaine, sondern als ein gemeinschaftliches Gut, für alle seine Unterthanen; aber die vollkommene Verwaltung behielt er sich vor, sein Forstbedienter mußte jedem sein Brennholz anweisen, und so oft als ein abgängiger Stamm gehauen wurde, mußten sechs Eicheln und eben so viel Maybuchenkerne sorgfältig gesteckt, und jedes mit einem Zäunchen befriedigt werden.

So ungefähr waren die ersten Linien des Plans entworfen, nach welchem die Bewohner des Bergthals sich zu richten hatten. Und es

dauerte nicht lange, so war schon ein großer Theil des Thals rund um den Morgenthauer Hügel her besetzt. Allen diesen Bauern schenkte Morgenthau auf sechs Jahre völlige Freiheit von allen Abgaben; ausser daß ihm ein jeder von dem vorgeschossenen Gelde jährlich drey vom Hundert, entweder an Geld oder an Frucht, bezahlen mußte.

Der Hofmeister Wiesenthal war ein sehr braver, frommer und geschickter Mann, der vieles gelesen hatte, diesen machte Morgenthau zum Polizeyverwalter seiner Herrschaft; der ehrliche Weiler wurde Rentmeister, die Justitz aber verwaltete er noch zur Zeit selber. Wöchentlich einmal, und zwar des Freytags, war Conferenz, wo Morgenthau mit diesen beyden Bedienten sich über das allgemeine Wohl berathschlagte, und sie zugleich auf die fürtreflichste Weise unterrichtete. Seine Bibliothek war mit den herrlichsten und auserlesensten Schriften, die zur Sache dienten, versehen, und diese mußten die beyden Beamten fleissig lesen, wodurch sie sich bald unter Anführung ihres großen Meisters zu ihren Aemtern völlig ausbildeten.

Wäh-

Während der Zeit, daß sich Morgenthau auf eine so edle Art beschäftigte, waren seine übrigen Freunde auch nicht müssig, doch mehrentheils auf sehr verschiedene Weise.

Pfarrer Steilmann zu Kotndorf und seine Liebste veranstalteten einmal einen Besuch zu Morgenthau, so daß sie beyde, nebst dem jungen Sommer und Sybillen, daselbst an einem Morgen früh zusammen kommen wollten. Dieses wurde bewerkstelliget und alle vier trafen daselbst an einem der schönsten Tage des Augusts ein.

Reymund von Haberklee besuchte seinen Freund auch öfters, und just jetzt war er zu Morgenthau über Nacht gewesen, als die Fremden ankamen. Da er nun den jungen Steilmann liebte, so entschloß er sich, diesen Tag noch da zu bleiben. Bey dieser Gelegenheit bemerkte er die Jungfer Sybille Sommers und alsofort gedachte er, sie zu heyrathen. Doch wollte er nichts beschliessen, ehe er den Herrn von Morgenthau zu Rath gezogen hätte. Er winkte ihn von der Gesellschaft weg, und beyde giengen in den Garten. Hören Sie, Herr von Morgenthau! fieng Reymund an: ich sehe da die Jungfer Sommers; sie

sie scheint ein vortrefliches Mädchen zu seyn, was dünkt Sie, wenn ich Anschläge machte, sie zu heyrathen? Der Herr von Morgenthau stutzte über diesen Antrag und versetzte: Schon wieder gefesselt!

„Nein, nicht gefesselt, noch nicht! aber das Mädchen gefällt mir, wenn sie anders so ist, als sie zu seyn scheint."

Sie ist noch besser, als sie scheint; aber das sage ich Ihnen, daß Sie sie nicht haben sollen. Herr von Haberklee! Sie sind doch durch ein hartes Schicksal gewitzigt, und abermal getrauen Sie sich, auf den Kampfplatz zu treten, wo Sie so erbärmlich unterlagen. Heyrathen Sie nun eine adliche!

„So soll ich zusehn, wie dereinst hochadeliche Kinder die Söhne meiner seligen Elise unter die Füsse treten, und über sie hingehen?"

Das sollen sie nicht. Geben Sie mir Ihre Söhne unter meine Aufsicht. Wenn Sie guter Art sind, so will ich Männer aus ihnen machen, wovor ihre künftige hochadeliche Kinder werden Respekt haben müssen.

Reymund seufzte und sagte: Ach die elenden Verhältnisse! Sie haben gut rathen,

Sie

Sie heyratheten nach Ihrem Wunsch; ich allein soll meine Freyheit in Fesseln legen lassen.

Morgenthau trat vor ihm, grif ihn an die Hand und sagte: Freund! Ihre Vernunft und Ihr Herz führen Krieg gegen einander; so lange Sie keine Religion haben, geht Ihr Weg gerade zum Verderben. Ich bin Ihr Freund; aber Sybillen lieb ich allzusehr, um sie Ihnen zu gönnen.

„Sie reden hart, Herr von Morgenthau! Hart! — Der Ton ist mir an Ihnen ungewöhnlich, unerträglich; schränken Sie meinen freyen Geist nicht ein, oder er bricht die Schranken durch.

Morgenthau schwieg; denn er fühlte, daß alle Vorstellungen Reymund noch mehr empörten. Seine erste Liebe stand ihm so süß vor der Seele, daß keine andre, als wiederum eine bürgerliche Liebe, bey ihm haftete. Jetzt nahm Morgenthau also in der Stille seine Maaßregeln, um wenigstens Sybillen, die noch in der ganzen Welt unbekannt war, für Unglück zu schützen. Er vertraute also seiner Gemahlin beym ersten Augenblick Reymunds Absicht, und unterrichtete sie mit wenig Worten, was zu thun sey.

Johannette säumte also nicht, mit Sybillen allein zu reden, ehe der Herr von Haberklee Gelegenheit hatte, sich mit ihr zu unterhalten. Sie giengen zusammen auf ein abgelegenes Zimmer, und setzten sich auf einem Sofa nieder.

„Hören Sie, meine Liebe! fieng die Frau von Morgenthau an, mein Gemahl ist willens, für Sie zu sorgen: er weiß einen rechtschaffenen Mann, der sich dem Stande und Vermögen nach für Sie schickt; jetzt kommt aber alles darauf an: ist Ihr Herz noch frey? Es gilt hier kein Tändeln und Verhehlen, die Sache ist wichtig; haben Sie sich einen Gegenstand gewählt, so bekennen Sie mirs."

Sybille sank mit dem Kopf auf Johannettens Schooß, und fing von Herzen an zu weinen.

„Warum weinen Sie, meine Liebe? Schauen Sie in das süße Reich der Liebe mit einer solchen Schwermuth hinein?"

Die gute Jungfer erholte sich endlich und sagte: Ach, gnädige Frau! lassen Sie mich mein Schicksal in Ihren Schooß schütten! Ich war ohnehin willens, Ihnen heute all mein Leiden zu klagen, und so kommen Sie mir zuvor.

vor. Schon seit fünf Jahren hab ich in geheim einen Jüngling geliebt, der blutarm ist, und in den elendesten Umständen lebt. Nie hab ich meinem Vater etwas davon entdecken dürfen. Ich war eine Erzheuchlerin, stellte mich als eine Feindin der Liebe, und in meinem Herzen war es doch anders beschaffen. Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich zwar viel Süsses in der Liebe fand; aber vor dem Ehestand selber gleichsam einen Abscheu hatte, welchen ich von Jugend auf eingesogen, so daß ich fast glaubte, man könne im Ehestande nicht selig werden. Daher war ich entschlossen, unverehlicht zu bleiben, und meinen Geliebten wie einen Engel zu lieben. Zwar bemühte er sich oft, mich zu einem Menschen zu machen; aber ich war unerbittlich, bis zu meiner Schwester Heyrath; seit der Zeit aber sehne ich mich, mit ihm verbunden zu werden, und sehe doch gar keine Hofnung dazu.

„Wer ist denn dieser Glückliche? fragte Johannette."

Er ist ein armer Kandidat, welcher unvergleichliche Fähigkeiten in allerhand Wissenschaften besitzt, weil er aber keine gute Stimme hat, so hat er nie eine Stelle bekommen können. Er

mußte sich also mit der Kinderunterweisung bey ein paar reichen Bauern, nicht weit von unserm Hause, kümmerlich bis daher behelfen. Wir kamen oft des Abends an einem einsamen Orte zusammen, und verbanden uns immer fester zu einer unverbrüchlichen Liebe; so viel ich konnte, hab ich ihn dann getröstet und erquickt.

„Wie heißt dieser Mann?"

Er heißt Lilienthal, und so herrlich sein Name ist, so edel ist auch sein Herz; aber er ist zu arm, um zu hübschen Leuten gehen zu können; er hat sehr schlechte Kleider. Ach, gnädige Frau! Rathen Sie mir!

„Nicht gnädige Frau, meine Liebe! Wir sind Schwestern. Beyleibe nicht, beschämen Sie mich nicht! Sie sollen jetzt bald mit Freuden und Vergnügen und Wohlstand Frau Lilienthal heissen, so wahr als ich Johannette von Morgenthau bin! Und nun kein Wort weiter; kommen Sie zur Gesellschaft. Sybille gerieth darüber in eine entzückende Freude.

Reymund versuchte diesen Tag, Morgenthau's Warnung ungeachtet, öfters mit Sybillen zu reden; allein sie war bloß höflich, und gab ihm so viel zu verstehen, daß er bey ihr gar nichts zu hoffen habe.

Der junge Pfarrer Steilmann so wohl, als der junge Sommer, machten die Entdeckung, daß der Herr von Haberklee dereinst Sybillen wohl möchte lieben können, nicht ohne entzückende Freude, und es verdroß sie beyde von Herzen, daß ihre Schwester so gleichgültig gegen ihn war. Sie machten Gelegenheit, mit der Frau von Morgenthau darüber zu reden; diese aber lächelte, dräute mit dem Finger und antwortete weiter nichts, als: Der Adel glänzt Euch in die Augen.

Gott wird machen, daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.

Nun giengen alle Freunde wieder nach Hause.

Dieser Tag gieng vergnügt vorüber. Des Abends erzählte Johannette ihrem Gemahl die Entdeckung mit solcher Wärme, daß er innig darüber gerührt wurde, sie küßte und sagte: Du hast Sybillen versprochen zu helfen, daß sie zu ihrem Zweck kommt; nun führe Du auch die Sache aus, damit auch Dein Register schöner Handlungen in jener Welt immer größer werde.

„Dazu bin ich zu schwach, mein Liebster! Mein Vorsatz war, durch Dich zu helfen."

So hilf denn durch mich, ich will Dein Werkzeug seyn; was dünkt dich, wie wollen wir die Sache beginnen, fortsetzen und endigen?

„Beginnen können wir, wir müssen erst Lilienthal gesehen haben, ihn kennen und dann das Fortsetzen und Endigen nach dem Gang der Vorsehung einrichten."

Du hast recht, meine Liebste! Also wollen wir erstes Tages Lilienthal besuchen.

Nach diesen Gesprächen begaben sich beyde zur Ruhe, und die Engel des Herrn stellten sich, wie Salomons Helden, um ihr Bette her, damit diese Edlen kein Ungestüm berühren, sondern mit jedem Odemzug ein Strom des Friedens in ihre Seele überfliessen möchte.

Nach etlichen Tagen stand Johannette früher auf, als gewöhnlich. Der heitre Glanz des klaren Himmels fiel ihrem sanften Auge zuerst auf, und das Wehen einer schmeichelnden Luft aus Südosten begegnete ihr, als sie das Fenster öfnete, um über ihr Thal hinaus zu schauen. Sie seufzte feurig zu Gott, und ihr Dank war warm, den sie zum ewigen Thron hinauf schickte. Jetzt fühlte sie Drang,

heute

heute ihr grosses Werk auszuführen. Morgenthau hatte den vorigen Abend spät gearbeitet; er schlief noch ruhig. Sie beschloß also, ihn nicht zu wecken, sondern sich in der Stille anzukleiden. Sie zog ein weisses Negligee von Nesseltuch an, das sie noch in ihrem ledigen Stande getragen hatte, mit den bleichgrünen Bändern, die dazu gehörten; dann setzte sie ein schwarzes taffetnes Hütchen auf, und so trat sie vor das Bett hin und weckte ihren Gemahl auf. Dieser wunderte sich, begrif aber bald, wo das hinaus wollte. Dieser Anzug schickt sich für Lilienthal, sagte er, sprang aus dem Bette, und zog sich ebenfalls ganz ländlich und einfältig an, und nachdem sie etwas gefrühstückt hatten, machten sie sich auf den Weg, und wanderten Hand in Hand auf Sommers Haus zu; dieses aber liessen sie zur Seite liegen, und giengen etwas weiter auf einen Bauerhof zu, der dort im Grunde vor ihnen lag.

Hier sprachen sie zu und fragten nach Lilienthal. Man wieß sie über einen Hügel hinüber, und dieser Fußpfad führte sie gerades Weges an ein ziemlich schönes Haus, welches da vor ihnen im Thälchen lag. Als sie

in diesem Hause ankamen, wo man sein Lebtag wohl wenig vornehme Leute mochte gesehen haben, sprang ein jeder scheu zurück; denn niemand kannte diese Herrschaft, ausser der Hausherr selber hatte Morgenthau zu Korndorf in der Kirche gesehen, wohin er zuweilen gieng, wenn er Geschäfte daselbst hatte, sonst aber gehörte das Haus zu einer andern Pfarre.

Johannette fragte alsbald nach ihrem Schulmeister; man rief ihn, er kam. Er war ein langer wohlgewachsener, etwa dreyssigjähriger Mann, seine Gesichtsbildung war mehr erhaben als schön, sein Blick tief und ernst, aber sanft und gefällig. Er hatte nichts von dem Nachlässigen eines mißlungenen Studenten, sondern sein ganzes Daseyn war Ordnung, so abgetragen auch seine Kleider waren. Johannette freute sich innerlich; denn der Mann gefiel ihr. Der Hausherr hatte ihm schon bekannt gemacht, wer ihn zu sprechen verlange; daher wußte er jetzt, wen er vor sich hatte.

Sie grif ihn an die Hand und sprach: Führen Sie uns ein wenig spatzieren, wir haben mit Ihnen zu reden. Lilienthal war voller Erwartung, was aus diesem seltsamen Besuch

such werden würde; er wurde munter, und mit einem zierlichen Compliment führte er sie hinaus in ein nahgelegenes Wäldchen, wo es kühl und angenehm war. Nun fieng Johannette an:

Wir haben von Ihnen und Ihren Umständen gehört, Herr Candidat! Es that uns leid, daß ein würdiger Mann in unserer Nachbarschaft im Kummer leben soll, ohne ihn zu trösten. Jetzt lassen Sie uns einmal geschwind Ihre Geschichte hören, damit wir Sie ganz kennen lernen; verhehlen Sie uns aber nichts, Ihre Fehler so wenig, als Ihre Tugenden. Lilienthal bückte sich, seufzte tief und eine Thräne zitterte ihm im Auge. Ja, sagte er, gebietende Frau! bis dahin hab ich noch wenig Gelegenheit gefunden, meine traurigen Schicksale in den Busen eines Freundes auszuschütten; einen hab ich, nächst Gott, dem ich trauen darf, allein sein Arm ist zu schwach, mich zu tragen. Die Menschen sind selten, die bey dem Kummer ihres Nächsten weinen; die aber sind noch seltner, welche — doch der Leidende hat immer Forderungen, und Klagen von der Art stehen ihm übel an.

Der wird dereinst mit Siegespalmen prangen,
Der glaubet, duldet, liebt und schweigt:
Der wird am Thron des Lamms die Kron' erlangen,
Der unters Kreuz den Nacken beugt.

Bald sollte man das Glück des Kreuzträgers beneiden, versetzte Johannette mit Thränen in den Augen. Laßt uns hier auf diesem grünen Rasen sitzen, ich bin müde. Sie setzten sich auf ein Kleeblatt, und Lilienthal erzählte:

Ich bin in Sachsen auf einem kleinen abgelegenen und unbekannten Dörfchen geboren. Meine Eltern verlor ich früh, als ich kaum zehn Jahr alt war, und meine übrigen Geschwister waren schon vor ihnen in die Ewigkeit gegangen. Sie waren arme Bauersleute, und hinterliessen mir nichts, als ein kleines Gütchen, das aber ganz verschuldet war; denn sie waren beyde kränklich, so lang als sie verheyrathet waren. Mein Vater starb zuerst, und ich kann mich noch erinnern, wie er meine Mutter und mich, als arme Schäflein, dem treuen Hirten empfahl, und für uns betend, verschied. Meine Mutter grämte sich dergestalt über den Tod meines Vaters, daß sie nun vollends in

eine Auszehrung verfiel, und sich jeden Tag mit starken Schritten ihrer Auflösung näherte.

Wir hatten einen Prediger, einen Mann, welcher ein wahrer Jünger Jesu, und ein Schüler des frommen Franken in Halle war. Dieser besuchte meine Mutter über den andern Tag. Seine herrliche Gebete und himmlische Reden würkten nicht allein mit unwiderstehlicher Gewalt auf meine Mutter, sondern auch auf mich, so daß ich zu der Zeit oft allein gieng, und mit kindlichen Gebeten und Thränen mein Herz vor meinem erbarmenden Erlöser ausschüttete. Als nun endlich meine Mutter dem Tode nahe kam, so blieb der Prediger bey ihr. Etwa eine Stunde vor ihrem Tode bezeigte sie ihre Sorge für mich gegen den Pfarrer in den wehmüthigsten Ausdrücken; er aber beruhigte sie ganz und versicherte ihr, daß er mein Vater seyn wolle. Nachdem sie nun anfieng zu sterben, kniete der Jünger des Herrn nieder; ich that es gleichfalls neben ihm, und so begleiteten wir die Seele meiner Mutter bis an die Thür des Himmels.

Nachdem sie begraben war, nahm mich der Prediger zu sich, und half mir, daß ich ins Waysenhaus zu Halle kam, wo ich erzogen wurde.

Meine Liebe zu dem Christenthum bekam hier völlige Nahrung. Der Herr Professor Franke, so wie auch der Herr Doctor Richter, gewannen mich lieb, und als sie meine wenige Gaben und Geschicklichkeiten entdeckten, zugleich auch merkten, daß ich grosse Lust zum Studieren hatte; so waren sie mir behülflich, und damit ich Sie nicht lange mit unbedeutenden Dingen aufhalte, ich studirte ordentlich die Gottesgelehrtheit, und wurde Candidat. Jetzt aber fand sich ein Fehler an mir, den ein jeder mit Bedauren und ich mit Schrecken bemerkte; jedesmal, wenn ich öffentlich reden sollte, war der Anfang vortreflich, nach einer kleinen Viertelstunde aber wurde ich so heiser, daß mich niemand verstehen konnte. Alles, was ich dagegen versucht habe, ist fruchtlos gewesen; folglich war kein anderer Rath für mich, als mich auf die Unterweisung der Jugend zu legen, wozu ich auch Lust hatte.

Hierzu äusserte sich bald eine dem Ansehen nach sehr gute Gelegenheit. Ein junger von Adel studierte in Halle; dieser lernte mich kennen, und es schien, als wenn er Gefallen an meiner stillen und ehrbaren Lebensart gefunden hätte. Deswegen sobald er nach Hause kam,

ent=

empfahl er mich seinem Bruder, der ein Landedelmann, reich und begütert war. Dieser hatte verschiedene Kinder, welchen er einen Hauslehrer hielte. Er berief mich und ich nahm diesen Ruf an.

Der Herr von **Larmin** (so nannte er sich) war ein sehr verständiger Mann, er hatte studirt, und hernach Reisen in die vornehmsten Länder Europens gemacht, er war mit den alten Sprachen und Schriftstellern eben so bekannt, als mit den neuern, auch war er ein Freund der Religion. Seine Gemahlin war eben so würdig und edel wie er, und ich glaubte hier meine Tage vergnügt und glücklich zubringen zu können. Seine schöne und wohlgesammlete Bibliothek stand zu meinem Gebrauch immer offen. Besonders war in derselben das Fach der Landwirthschaft stark und vollständig. Der Herr von **Larmin** machte sein Hauptwerk daraus, seine schöne und große Landgüter blühend zu machen. Die Ackerbaugelehrsamkeit gefiel mir so wohl, und sie schien mir so edel zu seyn, daß ich mich mit allem Fleiß darauf legte, und mir es gleichsam zum Zweck machte, ein gelehrter Landwirth zu werden; ich glaube auch, daß ich

darin-

darinnen eine ziemlich hohe Stufe erreicht habe. Dabey blieb es aber nicht; denn als mein Herr diesen Hang mit inniger Freude merkte; so bediente er sich meiner auch auf seinen Gütern, und vertraute mir ein etwas entlegenes Landgut an, welches ich nach meiner besten Einsicht bauen und betreiben mußte. Was ich da nun für ein wahres irdisches Vergnügen genossen, wenn ich öfters dahin ritte, und so den Segen Gottes aus der Erde hervor grünen und blühen sah, das kann ich mit Worten nicht beschreiben. Fast auf allen Feldern und Wiesen hatte ich Betplätze, so daß mir dieses ganze Gut gleichsam ein herrlicher Tempel Gottes war.

Bey diesen Umständen wurde meine Unterweisung nach und nach vernachläßigt; der Herr von Larmin machte sich daraus nichts, denn er nahm einen andern Hofmeister an, und mich machte er zum Verwalter seiner Güter. In dieses neue Amt schickte ich mich vortreflich; ich wünschte nichts weiter in der Welt, und schon war man darauf bedacht, mich durch eine Heyrath zu den Diensten des Hauses auf Lebenslang zu verbinden; denn die gnädige Frau hatte eine Kammerjungfer,

eine verwayste Predigers-Tochter, mit welcher man mich zu verehlichen gedachte. Ich hatte auch gegen das alles nichts einzuwenden, und wenn nicht der Feind aller menschlichen Glückseligkeit mein Glück auf eine fürchterliche Art untergraben hätte, so würde ich bald zu meinem Zweck gekommen seyn; und dazu brauchte er einen Jäger, welcher ein rascher junger Mensch ohne Religion, dabey aber ein feiner abgefeimter Bube war.

Dieses Werkzeug der Hölle hatte mein geringes Herkommen entdeckt. Da er nun der Sohn eines Forstmeisters war, und also glaubte über mich erhaben zu seyn; so war es ihm unerträglich, wenn er sahe, daß ich mit der Herrschaft speiste, und so wohl mit derselben dran war. Er beschloß also, mich zu stürzen, es möchte kosten was es wolle. Vielleicht mochte er auch wol ein Aug auf die Kammerjungfer geworfen haben, und dabey glauben, ich stünde ihm im Wege.

Die List, welcher er sich zu seinem Zweck bediente, war gottlos genug ausgesonnen, und wenn nicht die Vorsehung außerordentliche Wege dabey einschlug, so mußte ich zu Grunde gerichtet werden. Dieser Jäger suchte auf

dem Gute, welches ich besonders unter meiner Aufsicht hatte, sich einen treuen Gehülfen, einen Pferdeknecht aus, der ihm klug und gottlos gnug schien, um seine Rolle wohl spielen zu können. Diesen richtete er ab, Früchte und allerhand, was auf dem Gute wuchs, zu stehlen. Diese gestohlne Sachen wurden bey einem benachbarten Bauer, den ich zuweilen auf Stücken ertappt und hart bestraft hatte, abgesetzt; derselbe wurde dann auch mit ins Complot gezogen. Noch ein Vieh- und Fruchthändler, der mich öfters in Versuchung gesetzt hatte, ihm gegen Halbpart meinen Herrn betriegen zu helfen, und endlich von mir ziemlich hart abgefertigt worden war, verstand sich auch dazu, mich unglücklich machen zu helfen. Diese vier Menschen, oder vielmehr Teufel, trieben ihre Sachen so geheim, daß ich nicht nur nichts merkte, sondern der Jäger und der Pferdeknecht wußten sich so zu betragen, daß ich mein größtes Vertrauen in sie setzte.

Einsmals kam er und brachte eine Frucht-Rechnung, welche als eine Mahnung zugleich abgefaßt war, er bat mich, ihm dieselbe abzuschreiben; denn ein guter Freund von ihm

habe

habe diese Lieferungen gemacht, könne aber nicht schreiben, und er selbst habe auch keine Geschicklichkeit dazu. Ob mich nun gleich dieses Ansuchen ein wenig befremdete; denn mir deuchte, ein jeder Schulmeister hätte das wohl thun können; so ahndete ich doch nichts böses, ich schrieb es also ab. Der Bösewicht ahmte hernach meinen Namen so gut nach, daß ich selbst nicht wuste, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich diese Schrift in der schrecklichsten Stunde meines Lebens wieder sahe.

Als endlich nun alles zu meinem Fall bereit war, so brachte der Jäger dem Herrn von Larmin ganz glimpflich bey, wie er meine Untreue entdeckt, und daß er schon lange nicht getraut habe, deswegen sey er behutsam gewesen; jetzt aber habe er sich mit gültigen Beweisthümern versehen, um mich völlig überzeugen zu können. Man kann denken, wie bestürzt dieser Herr über dieses Anbringen wurde. Ich war nicht nur sein Bedienter, sondern auch sein Freund; wir hatten uns mit erbaulichen Gesprächen öfters unterhalten, und er mußte nothwendig schliessen, daß ich der schwärzeste Heuchler unter der Sonne sey, wenn ich würklich ein Dieb gewesen wäre.

Ich bemerkte daher auf einmal eine zurückhaltende Kaltsinnigkeit an meiner Herrschaft, und bald darauf wurde mir plötzlich meine Gutsrechnung abgefordert. Ich machte alles bereit, und legte die Rechnung gewissenhaft ab; allein mir fehlte vieles, denn die Erndteregister stimmten mit der Ausgabe, Einnahme und mit dem Vorrath lange nicht überein. Mein Herr sah mir ins Gesicht; ich aber erschrack und bezeugte, ich sey nicht untreu, ich müßte aber bestohlen worden seyn. Der Herr von Larmin zog darauf ein Papier aus der Tasche, legte mirs vor und sagte: Hier ist der Defect vielleicht! Dieses war die Rechnung, welche ich dem Jäger abgeschrieben hatte. Jetzt merkte ich die ganze Bosheit. Ich sagte also meinem Herrn den Vorgang und alles, was ich auf meinem Herzen hatte; berief mich auf Gott und mein gutes Gewissen, so daß er mit Freuden zu hoffen begann, ich möchte wohl unschuldig seyn.

Nun wurde der Jäger zum strengsten Beweis aufgefordert; als der aber mit seinen dreyen Zeugen kam, welche nebst ihm mit unbeschreiblicher scheinbarer Freymüthigkeit meine

Un-

Untreue bezeugten und beschwuren, so wurde ich überstimmt und kassiret.

Jetzt halfs nun gar nicht mehr, daß ich meine Unschuld feyerlich betheuerte, und mich auf das Gericht Gottes mit den bittersten Thränen berief; denn der Herr von Larmin antwortete nur ganz kaltblütig darauf: Das kann jeder Böswicht sagen. Die größte und unverdienteste Gnade, welche ich Ihnen erzeigen kann, ist diese: daß ich Sie ungestraft gehen und Ihrem eigenen Gewissen überlasse.

Ich besann mich hin und her, wie ich meine Ehre zu vertheidigen hätte; aber ich fand gar keinen Ausweg dazu. Ich überließ also dem Herrn der Menschen die Rache, und gieng fort. Jetzt wußte ich nun freylich nicht, wohin ich mich wenden sollte; doch ich vertraute Gott und wanderte meinen Weg fort, gleichgültig, wo ich hinkommen würde. Kurz, ich gerieth an einen Kaufmann von Bergstein, welcher von Berlin nach Hause reiste. Dieser nahm mich zu seinem Hauslehrer an; allein da wars gar nicht für mich, kaum konnte ich ein Jahr aushalten. Ich fand hernach Gelegenheit, bey diesem Bauer unterzukommen; diesem unterweise ich die Kinder, und lehre sie den

Ackerbau und die Viehzucht verbessern. Ich habe nun schon bey sechs Jahre hier gewohnt, ich könnte vergnügt seyn —

Aber doch sind Sie's nicht? frug Johannette.

„Nein, gebietende Frau! ich bins nicht."

Was fehlt Ihnen denn?

„Ich fühle einen Beruf, einen Drang in mir, ein Mann in der Welt zu werden, der öffentlich auf den Plan tritt und würkt."

Dazu kommen Sie noch, eh' Sie's denken. Aber ist Ihre Unschuld in Sachsen noch nicht ans Licht gekommen? frug Morgenthau.

„Aufs vollständigste. Meine Verfolger habens endlich mit ihren Diebstälen so grob gemacht, daß sie zur gebührenden Strafe gezogen worden sind, und in dem Gefängnisse, nebst andern Greueln, auch meine vollkommene Unschuld bekannt haben; dennoch verlangt mich nicht wieder hinzugehen, sondern ich bleibe lieber hier."

Es könnte auch seyn, erwiederte die Frau von Morgenthau, daß Ihr Beruf, Ihr Drang, ein Mann in der Welt zu werden, hier noch erwünschter zur Erfüllung gebracht würde, als in Sachsen.

Jetzt

Jetzt hatten unsre beyden Kundschafter gnug von ihm selber gehört; sie giengen ins Haus, und baten den Bauer selbst, daß er ein wenig mit ihnen gehen, und ihnen den Weg nach Herrn Sommers Hause zeigen möchte, wozu er bereitwillig war. Diesen frugen sie nun genau nach dem ganzen Betragen, nach allen Kleinigkeiten in dem Karakter Lilienthals, und hörten der Lobsprüche so viel, daß sie jetzt kein Bedenken mehr trugen, den armen Menschen völlig in ihr Herz zu schliessen und ihm zu helfen. Nun liessen sie den Bauer wieder nach Hause gehen.

Nachdem sie nun allein waren, so ergriffen sie sich an der Hand, und führten sich in dem paradiesischen Vergnügen, welches edle wohlthuende Seelen empfinden, ihren einsamen Fußpfad auf Sommers Haus zu. Johannette wollte sich jetzt mit Ihrem Gemahl berathschlagen, wie sie bey Herrn Sommer die Sache anzugreifen hätten; allein er hatte dazu keine Lust, denn er sagte: Wir wissen nicht, was Herr Sommer auf unsre Vorstellungen antworten wird, und weil wir das nicht wissen, so können wir auch nicht auf unsre Antworten studiren. Laß uns das

der Vorsehung überlassen. Johannette versetzte: Ich bin so voller Wonne des Himmels, ich möchte singen.

„So singe denn, wir wollen langsam gehen!"

Ach, mein Liebster! wie wohl ist mir! Letzthin war mir auch so wohl, als ich unsern armen Bauer Christian besucht hatte, der mit seiner Frau so krank lag, und die lahmen Kinder hat.

„Hast Du den besucht? Davon weiß ich nichts."

Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

„Aber jetzt weiß es doch Deine linke Hand."

Das macht, mein Kind! ich kam von dem Besuch zurück, und da hatt' ich Lust zu dichten, gieng auf jenes Zimmer, das gegen Abend sieht, und unter dem Hinsinken der Sonne machte ich ein Lied.

„Singe mir dieses Lied, nicht mit Deiner starken, sondern mit Deiner sanften Stimme; es wird unter diesen schattichten Bäumen hier gut würken. Welche Melodie hats?"

Es

Es geht nach Deiner Leibmelodie, so wie Richters Engelslied, das gewiß die Seraphinen singen müßten, wenn es nicht die Sprache eines bekehrten Sünders führte, nemlich: **Mein Salomo, dein freundliches Regieren** ꝛc.

„Singe, meine Liebste!"

* * *

Hinauf mein Geist, schwing' dich mit Adlers Flügeln
Ins Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin!
Da spürt mein Herz das reineste Vergnügen;
Da mach' ich schon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich ans wahre Vaterland.

* * *

So lang ich noch allhier im Fleische walle,
Muß dieser Morgenthau mir Stärkung seyn.
Bis mich durchstrahlt der Gottheit Sonnenschein,
Bis ich, vom Fleisch erlöst, die Freuden alle
Geniessen kann in ungestörter Ruh,
Bring ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

* * *

Wer kann schon hier den Vorgeschmack geniessen
Der Himmels-Lust, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wollust Weihrauch streut.

In den kann nur der Friede überfliessen,
Der Glaubensvoll auf den Erlöser blickt,
Und Liebevoll den Leidenden erquickt.

* * *

Erlöser, dir! dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnsucht Thränen jeden schönen Tag,
Und deinem Gang spürt meine Seele nach:
So lang bis ich dein holdes Antlitz schaue,
Sollst du bey jeder Liebespflicht allein
Mein Leitstern und mein sanftes Beyspiel seyn.

* * *

So sä' ich hier auf Hofnung edlen Saamen,
Streu' güldnes Korn in Menschen Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege sie, in unsers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erndtezeit
Ich übergeh' zur vollen Seligkeit.

* * *

Morgenthau umarmte und küßte seine Gemahlin und sagte: Ich danke Dir für Dein frommes Lied! — schreib es auf, und alle, die Du machst, in ein besonderes Buch, es ist freylich für schöne ekele Geister und Critiker nicht gemacht, aber für einen solchen Augenblick, wo das Gemüth den Frieden Gottes empfindet,

pfindet, der über alle Vernunft ist, wo es uns nur um Sache, um Kraft und Saft zu thun ist, wo Wörter wiegen und Bilder mit dem Zirkel und Maaßstab messen, Ekel für uns ist, für einen solchen Augenblick ist Dein Lied, und dahin wollen wir alle aufsparen. *)

Unter dergleichen Gesprächen erreichten sie Sommers Haus, ohne daß sie es gewahr wurden. Sie wurden daselbst mit einer angenehmen Ueberraschung empfangen, und alle, sogar die beyden alten Herren, machten für diesen Tag mit ihren Geschäften Feyerabend; besonders war Sybille aufgeräumt, sie ahndete etwas; dem jungen Sommer aber wars immer ein festlicher Tag, wenn er entweder mit Morgenthau oder mit seinem Schwager Steilmann umgehen konnte.

Nach dem Mittagessen wurde beschlossen, in den Garten zu gehen, und um drey Uhr auf dem Saale des Pavillons Caffee zu trinken.

*) Wem's etwa vor dem Liederton der Kirche ekelt, der schlage hier Johannettens Lied über. Es steht für diejenigen Leser da, welche hohen Schwung nicht verstehen; jenen soll nicht Johannette, sondern Morgenthau, auch bald dichten.

Zu diesem Spatziergang gehörten die beyden Alten, Morgenthau und seine Gemahlin, und der junge Sommer; Sybille aber mußte im Hause bleiben und die Geschäfte abwarten.

Jetzt war nun der rechte Zeitpunkt da, von der Hauptsache zu reden. Johannette fieng das Gespräch folgendergestalt an:

Ich habe Sie, meine Herren! in einer wichtigen Sache um Rath zu bitten; mein Gemahl hat mir die Ausführung derselben übertragen, und da es ein Fall ist, in welchem Sie erfahrner sind, als wir beyde; so sind wir eigentlich darum hergekommen, um uns bey Ihnen Raths zu erholen.

Sagen Sie uns das, gnädige Frau! antwortete Herr Leonhard Sommer, wir wollen Ihnen so treu rathen, als wenns uns selber angienge.

Davon bin ich überzeugt, fuhr Johannette fort, und nun will ich alles erzählen. Wir haben einen nahen Freund, den wir als unsern Bruder lieben, ein vortreflicher, edler, geschickter und rechtschaffener Jüngling; aber er ist blutarm, hat auf der Welt nichts, als ein ehrliches Herkommen, ehrliche Aufführung, guten Namen, viele Geschicklichkeit und Gelehr=

lehr=

lehrsamkeit, und über das alles haben wir auch entdeckt, daß er ein Christ ist. Es ist noch nicht lange, als wir erst gewahr wurden, wo er ist und in welchen Umständen er sich befindet. Nun haben wir uns entschlossen, ihn anständig und reichlich zu versorgen, und uns seiner brüderlich anzunehmen. Indessen entdeckten wir einen Umstand, der uns für ihn viele Sorge macht. Die Tochter eines gewissen ansehnlichen, reichen Mannes hat sich in ihn heimlich verliebt, und er desgleichen in sie; beyde haben keine Hofnung, sich heyrathen zu können, weil sie befürchten, der Vater möchte es nicht zugeben. Sie haben die Zeit ihrer Liebe unsträflich zugebracht, gegen ihre Leidenschaften gekämpft, und sich schon entschlossen, so unverehlicht ihr Leben in einer reinen Liebe zuzubringen, um ihren Eltern und Verwandten keine Leiden zu machen. Das aber ist meinem Gemahl und mir nicht recht; wir wünschten, sie verheyrathet zu sehn, und wenn der Vater der Jungfer allenfalls nichts thun wollte, so sind wir willens, dem guten Paar ehrlich und anständig unterzuhelfen. Jetzt rathen sie mir, wie sollen wir unsern Zweck erreichen?

Herr

Herr Leonhard Sommer bedachte sich ein wenig; endlich frug er: Kennen Sie den Vater des Mädchens?

„So ziemlich.“

Ist er ein Christ?

„Das ist er, und zwar einer von den ersten.“

Ey so ist gar die Frage nicht mehr, was zu thun sey! Der Umstand muß dem Vater umständlich erzählt werden, und wenn er anders ein Christ seyn will, so muß er unter solchen Bedingungen mit ruhiger Gelassenheit seinen eignen Willen verläugnen, und willig seine Tochter hingeben. Freylich ist es traurig, wenn Kinder sich auf eine solche unvorsichtige Art verlieben, aber in diesem Fall blickt doch unter der Schwachheit noch immer das Christenthum hervor; die guten Leutchen wollten doch ihre Leidenschaft dem Gehorsam gegen ihre Eltern aufopfern. Wie lange mags wohl seyn, daß diese Liebe dauert?

Fünf Jahre, sagte Johannette. Kaum konnte sie sich der Thänen enthalten; Morgenthau aber fieng an, Wonne aus den Augen zu strahlen. Nun schloß Herr Sommer seinen guten Rath mit den Worten: Sie müssen

selber

selber zu dem Vater gehen, gnädige Frau! ihm die Sache so vorstellen, wie Sie mir dieselbe jetzt vorgestellt haben, und wenn dann der Mann ein Christ ist, so muß er sogar mit Freuden ja sagen.

Nun trat Johannette vor Herrn Sommer hin, grif ihn an beyden Händen, sah ihm starrlächelnd mit Thränenvollen Augen ins Gesicht und sagte: Mann Gottes! — diesen Augenblick hab ich dem Vater des lieben Mädchens die Sache erzählt, und aus seinem Munde das frohe Jawort erhalten! — So in der Stellung, die jeder der Anwesenden hatte, so blieb er versteinert stehen. Leonhard und Gottfried sahen sich mit aufgesperrtem Mund und Augen an: Abraham Sommer starrte in Johannettens Gesicht; diese aber und ihr Gemahl weinten stille Thränen gegeneinander.

Leonhard brach endlich das Stillschweigen und sagte zu seinem Bruder Gottfried: Hast Du das verstanden, Bruder? — Der antwortete: Ich habs verstanden. Ich auch, fügte Abraham hinzu. Der Vater fuhr fort: Meine Sybille hat schon fünf Jahre einen Jüngling geliebt — mit all' dem Schein des

Ab-

Abscheu's gegen die Liebe — O welch eine Heucheley!

„Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen!"

Ja, aber sie hätte denn doch nicht heucheln sollen!

Meine Herren! fieng Morgenthau an, reden Sie nur von Heucheley nicht; der Trieb der Natur ist allen Menschen eingegossen, und denselben zu überwinden, dazu hat Gott alle Kräfte versagt, weil er erlaubt ist; nur da hilft er dem betenden und wachenden Geist, wo er über die Schranken hinaus will. Sie wollten diesen Trieb aus einem blühenden Mädchen hinausbannen; das war gegen den Willen Gottes und gegen die Natur. Sie that sich, aus Liebe und Gehorsam gegen ihren Vater, alle Gewalt an, wurde daher schwächlich und eine Heuchlerin; wer hat jetzt die Schuld?

„Ich hab Ihnen schon mein Wort gegeben, Frau von Morgenthau! versetzte Herr Sommer; ich wünsche — aber halt! das ist ja wunderbar! wir sind so voll von Sybillen, daß wir an ein Hauptstück nicht gedacht haben! Wer ist denn der arme Mensch, den sie liebt?

Einer, der Lilienthal heißt, ein Schulmeister hier in der Nähe, sagte Johannette.

„Den kennen wir, antworteten alle drey. Ja, und wir wollen ihn rufen lassen, fügte Herr Leonhard hinzu."

Es wurde also ein Knecht abgeschickt, um ihn abzuholen. Was dieser gute Mensch unterwegens für Glossen mag gemacht haben, will ich nicht untersuchen.

Nachdem dieses alles abgethan war, kam Sybille und brachte den Caffee. Diese wußte noch von allem nichts; sie sahe aber wohl an allen Gesichtern eine Veränderung, ein Nachdenken, keiner aber schien das Herz zu haben, ihr etwas zu sagen; selbst ihr Vater war jetzt nicht freymüthig genug, oder er wuste nicht, was er sagen sollte. Morgenthau aber besorgte, wenn ihr die ganze Scene erst bey Lilienthals Ankunft auf einmal in ihrem ganzen Glanz offen gestellt würde, so könnte das üble Folgen für ihre Gesundheit haben; er gab also seiner Gemahlin einen Wink, die Sache fortzusetzen.

Johannette fieng also an: Kommen Sie, Schwesterchen, und setzen Sie sich neben mir! Sybille that das, doch nicht ohne zu erröthen.

Das

Das Herz hatte ihr schon den ganzen Tag geklopft, denn sie ahndete bey diesem Besuch etwas. Nachdem sie sich gesetzt hatte, fuhr Johannette fort: Hier fehlt noch die siebente Tasse, mein Engel! Sybille sah sie starr an und versetzte: Zählen Sie um, unser sind nur sechs.

„Mit dem Zählen wart ich noch ein Stündchen, und dann — dann — zähl ich da neben Ihnen noch einen zu.“

Nun wurde Sybille blaß wie eine Wand.

„Erschrecken Sie nicht, dazu ist keine Ursache. Herr Leonhard Sommer, eins; Herr Gottfried Sommer, zwey; Herr Abraham Sommer, drey; Herr von Morgenthau, vier; Ich, fünf; (hier wollte Sybille entlaufen, Johannette aber hielt sie;) Sybille Sommers, sechs, und Herr Lilienthal, sieben.

Jetzt lief Sybille zu ihrem Vater, fiel ihm um den Hals und erstickte alle seine Vorwürfe in ihrem ersten Entstehen. Ich habe gesündiget, liebster Vater! Ja, ich habe gesündigt, sagte sie mit Weinen und Heulen. O, vergeben Sie mir! Bestrafen Sie mich nur nicht! Lieben Sie mich doch, wie Sie mich bis daher

geliebt

geliebt haben! Lassen Sie mich noch immer Ihr liebes Kind seyn! O vergeben Sie mir!

Leonhards Augen standen voll Wasser und alle Anwesende fühlten ebenfalls Wärme in ihren Augen. Gottfried fuhr auf und rief: Bruder, vergib! — oder ich vergebe zuerst!

Ja vergeben! antwortete Leonhard, davon ist jetzt die Rede nicht mehr.

Nu, so sags denn doch dem armen Kinde; meynt man doch, das Herz sprünge einem aus dem Leibe, erwiederte Gottfried.

Nun, sagte Leonhard: Sybille! Du fühlst, daß ich Dir wohl will; Gott segne Dich und Deinen Lilienthal! Ja, von Grund meiner Seele sag ich das auch! that Gottfried hinzu, und Abraham umarmte seine Schwester auch und wünschte ihr allen Segen. Nun auch Morgenthau; dieser fühlte aber bey diesem Auftrit, nächst seiner Gemahlin und Sybillen, vielleicht die größte Wonne. Diese beyden letzteren zerflossen in ihrer Umarmung, so daß Sybille ohnmächtig, doch aber bald wieder zurecht gebracht wurde.

Nach Verlauf einer Stunde kam Nachricht, daß Lilienthal unten im Hause angekommen sey. Nun bat sich Johannette das

Vergnügen aus, die Sache vollenden zu dürfen. Dieses wurde ihr gar gern zugestanden; sie machte also die Veranstaltung, daß Sie und Ihr Gemahl denselben zuerst empfangen wollten; nach einer Viertelstunde sollte Sybille kommen, und abermal eine Viertelstunde hernach die andern drey zusammen.

Morgenthau und seine Gemahlin giengen also unverzüglich ins Haus. Lilienthal stand da voller Erwartung. Er war reinlich gekleidet, aber freylich sehr schlecht; vielleicht stellte er sich eine Verbesserung seines Zustandes vor, aber gewiß nicht die Glückseligkeit, welche auf ihn wartete.

Johannette ermahnte ihn, sich zu setzen, und nun fieng sie an: Sie haben uns heute Ihre Leiden erzählt, Herr Lilienthal! Nun möchten wir gern haben, daß Sie auch dermaleins von Freuden sagen könnten. Wir haben derowegen beschlossen, Sie anständig zu versorgen. Lilienthal sprang auf und küßte Ihr mit Thränen die Hand. Halten Sie! fuhr Sie fort, setzen Sie sich, wir sind noch nicht bis ans Danken gekommen; lassen Sie mich weiter reden! Diese Versorgung besteht darinnen: Da Sie ein großer Liebhaber und Ken-

Kenner der Landwirthschaft sind, so wollen wir Ihnen an dem schönsten Orte unserer Herrschaft, da wo die Frühlingssonne am lieblichsten strahlet, und wo Ihre Fluren kein Nordwind berührt, Land gnug geben, das können Sie bauen und bewohnen, damit es ein Paradies Gottes werden möge. Das wär eins, nun weiter! (Lilienthal konnte kaum still sitzen vor innigster Bewegung des Herzens.) Zu einer Haushaltung gehört eine Wirthin, eine Frau, und die — müssen Sie sich selber suchen, oder wollen Sie mir so viel trauen und mir das Suchen überlassen? — Nun, antworten Sie! Lilienthal seufzte und schwieg. Johannette fuhr fort: Sie müssen aber auch Geld haben, um sich ordentlich einrichten zu können. Da hab ich nun so in meiner Einfalt über nachgedacht, wo Sie eine Frau bekommen möchten, die Ihnen Geld mitbrächte? Jetzt müssen Sie mir frey gestehen, haben Sie schon ein Mädchen gefunden, das diese Eigenschaften so alle, nach Ihrem Bedünken, besitzt? Nun, mit der Sprache heraus!

„Ja, gnädige Frau! Sie vertreten Mutterstelle bey mir; ich muß Ihnen berichten, aber ich vermuthe, Sie wissen schon alles, Sybille

Sommers ist die Person, die ich liebe und die mich liebet."

Johannette schien zu erschrecken; Lilienthal sah das und erschrack noch mehr, so daß er blaß wurde. Sie fuhr fort: Bedenken Sie, welche Kühnheit das von Ihnen war, eine Person an sich zu ziehen, deren Besitz Ihnen mit der größten Beschwerde, mit Thränen der Eltern, mit Herzeleid und mit der bittersten Armuth verknüpft scheinen muste! Das war ein höchstunweiser Schritt von Ihnen, der mit der Liebe des Nächsten eines wahren Christen gar nicht besteht. Sie hätten bey dem ersten Anblick den Keim der Liebe ersticken und Sybillen meiden sollen.

„O gnädige Frau! Das läßt sich gut sagen! Verbieten Sie dem Magnet, das Eisen zu ziehen, dem Feuer, zu wärmen, und dem Lichte, zu leuchten."

Ja, aber der Mensch hat Freyheit zu denken, und einen freyen Willen, dem Herzen zu gebieten.

„Drehen Sie das um, gnädige Frau! Sagen Sie lieber: der Mensch hat ein Herz, dem Willen zu gebieten."

Hilf mir, Morgenthau! sagte Johannette, da komm' ich nicht fort! Ich helfe Dir nicht, meine Liebste! versetzte er. Wer sich auf den Kampfplatz wagt, ohne seine Kräfte zu kennen, was ist der? Sie lächelte und fuhr fort: Hören Sie, Herr Lilienthal! Sie wissen besser, als ich, daß bey Ihrer Meinung vom Herzen und Willen die christliche Religion nichts, als ein Traum ist.

„Wenn ich ein vollkommener Christ wäre, so hätt ich diese Schwachheit freylich nicht begangen; aber ich bin noch in der untersten Classe, und da gehts noch so rein nicht ab; das Maaß der Gnadenkräfte verhält sich wie der Glaube, der Glaube aber fängt klein an.

Nun trat Sybille in die Stube; Lilienthal schlug die Augen nieder, und machte ihr eine stillschweigende Verbeugung. Johannette aber konnte sich nicht länger mehr halten; sie grif beyder rechte Hand, schlug sie in einander und sprach: Da, Ihr lieben Beyde! Seyd Braut und Bräutigam! Ich kann nichts mehr sagen, mein Herz schwillt auf! Sie sank auf ihren Stul; Lilienthal erstarrte; sein Glück war zu groß, als daß ers so auf einmal hätte umfassen können; Sybille aber fiel in seine

 Arme;

Arme; stehend umschlungen sie sich mit ihren Armen, und gedachten nicht dran, sich loszulassen; der Kopf des einen sank dem andern auf die Schulter. Morgenthau wollte sie nicht stören; er blieb sitzen und schwieg.

Während dieser empfindsamen Stille traten die drey Herren Sommer in die Stube. Sie fanden alle vier in dieser Stellung; kaum daß sie Lilienthal bemerkte. Nun riß er sich loß und gieng zum Vater; allein er konnte nicht sagen, was er sagen wollte und mußte; er grif seine Hand, küßte sie und stammelte hervor: Vater — ich bin — nicht werth — daß ich Dein Sohn heisse, mache mich als einen — Deiner Taglöhner! Herr Leonhard Sommer fühlte diese Worte im Innersten seiner Seele; er schloß ihn in seine Arme, küßte ihn und antwortete: Ich geb Ihnen meine Tochter gern; Gott segne Sie und gönne uns die Freude, in Gesellschaft der seligen Ewigkeit entgegen zu gehen! Nun nahm er seine Tochter an der Hand, führte sie ihm zu und sagte: Da geb ich Ihnen mein Kind; von nun an ist sie ihre Braut! Nun wandte er sich weg und gieng zur Thür hinaus. Gottfried kam auch und segnete sie mit Thränen; Abraham aber

hatte

hatte nunmehr den Herrn von Haberklee die paar Stunden her aus seinem Herzen heraus gekämpft, und nun kam er auch mit vollem Herzen, umarmte seinen neuen Schwager, und versprach ihm eine ewige und volle Bruderliebe.

Nach und nach verlor sich bey allen der Sturm der Empfindung, und gieng in eine sanfte gesprächige Freude über. Man setzte sich um den Tisch. Leonhard fand sich wieder ein, und nun begann der Abend heran zu rücken, daher eilte Johannette nach Hause; Morgenthau aber fieng an: Du hast nun Dein Tagewerk vollendet, meine Liebste! Nun ist aber die Reihe an mir. Der Mond steht in der Hälfte seines Lichts, der Himmel ist heiter; es wird uns nicht zu spät, wenn wir nur vor Mitternacht zu Hause sind. Jetzt, meine Herren, da ich hier bin, müssen wir auch das junge Paar besorgen! Was haben Sie darüber für Gedanken?

Das will ich Ihnen sagen, antwortete Leonhard; ich hab eben nachgedacht; ich will meinen Schwiegersohn mit in meine Handlung nehmen; er und mein Sohn können nach unserm Tode die Manufaktur in Compagnie fortsetzen. Wenn ich ihn nun bey mir ins Haus

nehme, so lernt er noch die Kaufmannschaft, und so, denk ich, kann die Einrichtung am besten gemacht werden.

Morgenthau erwiederte: Glauben Sie wohl, Herr Sommer, daß eine Compagnie-Handlung zwischen Ihren Kindern, wo der eine nichts zugebracht hat, friedlich geführt werden könne?

„Das traue ich doch meinem Sohne zu.“

Wohl! — Aber seine künftige Gattin kennen Sie noch nicht, und dann ist doch Ihr Herr Sohn auch ein Mensch, der öfters gegen ein und anderes zu kämpfen haben würde. Herr Lilienthal ist ein geschickter Landwirth; ich denke ihm ein grosses schönes Gut zu geben, das er bearbeiten kann.

„Aber, daß er doch ein Bauer und meine Tochter eine Bäuerin werden soll, das ist mir doch etwas hart.“

Herr Sommer! So sehr Sie auch ein Christ sind, so ist Ihnen doch der Kaufmanns-Karakter noch eigen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das sage! Der Kaufmann ist von jeher der Bediente des Bauern, und wirds auch bleiben. Daß er verachtet ist, kommt da-

her, weil Bauersleute gemeiniglich arm, ohne Erziehung, grob und ungerecht sind.

„Das alles ists nicht, was mir an der Seele liegt; das aber geht mir nah, gnädiger Herr! wenn ich bedenke, wie sich Bauersleute mit harter Arbeit plagen, und ich sollte sehen müssen, wie meine Kinder mit Schwielen in den Händen dem Feyerabend entgegen seufzen!"

Morgenthau versetzte: Lieber Herr Sommer! Sie kennen die Landwirthschaft noch nicht. So wie die Bauersleute dieselbe treiben, so ist es freylich ein elendes Marterleben; aber wenn sie nach den besten Grundsätzen getrieben wird, so ist gewiß, daß kein einträglicheres, angenehmeres und Gott wohlgefälligeres Gewerbe in der Welt ist. Ich kenne Bauern in England, welche mittelmässige Güter besitzen, durch einen vernünftigen Bau derselben aber so reich geworden sind, daß sie nicht allein keine schwere Arbeit thun, sondern wohl leben, und in Kutschen zur Kirche fahren können.

„Ja, es ist aber die Frage: Ob das bey uns möglich ist?"

In Ansehung der Güte des Bodens und des Himmelsstrichs ist es eben so möglich, als

in England; denn das hat für Teutschland darinnen wenig oder nichts voraus. Wenn Sie etwas thun wollen, so geben Sie Ihrem Schwiegersohn ein hübsches Stück Geld, damit er sein Gut wohl einrichten und sich ein Haus bauen könne.

„Daran soll's nicht fehlen. Wir wollen diesem Vorschlag einmal folgen, doch deucht mir, Fabriken sind immer nützlicher, sowohl für den einzelnen Mann, als auch für das Land."

Das ist unmöglich, Herr Sommer! Fabriken machen nur den Kaufmann reich; alle diejenigen aber, die sich als Arbeitsleute davon nähren, leben gemeiniglich kümmerlich, so lange der Ackerbau in einem Lande noch nicht blüht. Wenn aber dieser erste Zweig des Gewerbes seine höchste Stufe erreicht hat, dann können alle andre Gewerbe leicht auch zum höchsten Flor kommen. Dazu werden dann die Leute gebraucht, welche keine Güter haben und haben können; diese finden Gelegenheit, Geld zu verdienen, und für dasselbe wohlfeile und gnugsame Lebensmittel zu bekommen.

„Aber man sieht doch, daß da, wo Fabriken entstehen, auch die Landwirthschaft zu blühen anfängt."

Freylich muntern sie den Landmann auf, Lebensmittel zu bauen, weil er Geld dafür zu bekommen weiß; aber weiter geht er auch nicht. Er thut das nur nach der Methode seiner Voreltern, und weil er den Werth seines Gewerbes nicht kennt, so sehnt er sich, sobald er beginnt wohlhabend zu werden, nach einen Handelszweig; seine Kinder werden kleine Handelsleute, steigen eine Stufe weiter in der Ueppigkeit und verderben größtentheils. Wenn nun die Landwirthschaft das Hauptgewerbe eines Landes wäre, das niemand zu verlassen begehrte, bis er entweder keine Güter hätte, oder sonst sich nicht davon nähren könnte, so würde das Land im höchsten Flor stehen; geschweige daß sich ein Staat durch die Kaufmannschaft zwar bald emporschwingt, reich und mächtig wird, aber dadurch eben dem Laster und der Ueppigkeit entgegen eilt, welche ihn früher oder später ins Verderben stürzen. Es bleibt dabey, ein Land, welches ganz, durch und durch blühet, und worinnen die Landwirthschaft im größten Flor stehet, hat daran eine unversiegbare Quelle des Wohlstands, und kann durch keinen Glückswechsel zu Grunde gerichtet werden, wenn nicht Gott durch Landstrafen

dasselbe

dasselbe züchtiget. Dörfer und Höfe verschaffen dann Produkte, sowohl zur Nahrung als zur Handlung, im Ueberfluß; die Städte verarbeiten ihre rohe Landesprodukte, bereiten sie zu Handelsprodukten, und versenden sie alsdann ausser Landes. Sagen Sie mir, Herr Sommer, ist die Staatswirthschaft gut, wenn der Fürst seine Unterthanen von auswärtigen Produkten Fabriken im Lande errichten, und zugleich sein Land gleichsam brach liegen läßt? Wär es nicht besser, wenn er sorgte, daß in seinem Lande alles gezogen würde, was das Land hervorzubringen vermag, und daß er alsdann seine eigene Landesprodukte verarbeiten liesse?

„Das ist ganz unstreitig."

Aber das Hervorbringen aller möglichen Landesprodukte geschieht doch durch die Landwirthschaft; folglich ist dieses Gewerbe das erste, nöthigste und vornehmste.

Die Herren Sommer waren zwar durch diese Vorstellung von der Wichtigkeit der Landwirthschaft überzeugt; doch kam es ihnen gar zu wunderlich vor, daß Lilienthal ein Bauer werden sollte. Dieser aber machte endlich den Beschluß, indem er sich erklärte: Er wolle nach dem Rath des Herrn von Morgenthau

die

die Landwirthschaft treiben. Wenn dann seine und seiner Gattin Neigung zur Glückseligkeit noch nicht vollkommen dadurch befriediget würde; so sey es noch immer früh genug, zur Handlung überzugehen.

So wurde der Nachmittag unter allerhand nützlichen und angenehmen Gesprächen beschlossen. Am Abend speisten sie alle zusammen und darauf wanderte Morgenthau mit seiner Gemahlin, im sanften Schimmer des ersten Mondviertels, nach dem Bergthal zu. Sie empfanden jetzt erst das Erhabene der stillen Natur; sie fühlten bey sich die menschliche Natur in ihrer ersten Grösse, wozu sie nicht hohe Erkenntniß, vielweniger hoher Rang erhebt, sondern bloß allein die christliche Religion, welche durch den Glauben an den Erlöser und sein Verdienst, den Frieden des Gewissens und durch Gottähnliche Handlungen Himmelswonne der Seele mittheilet.

Der Pfarrer Steilmann zu Korndorf war bey der ziemlich paradoxen Heyrath seiner Schwägerin Sybille ganz still, und die Frau Pfarrerin hatte sich in ihrem Rezensentenamte so viel schon geübt, daß sie diese Geschichte auf allen Seiten ziemlich schief beurtheilte; das Ansehen des Herrn von Morgenthau aber war zu groß bey Ihnen, als daß sie sich im höhern Ton hätten auslassen dürfen. Doch, auf der Hochzeit dieses neuen Paars, welche in Sommers Hause gefeyert wurde, merkte mans ihnen deutlich an, daß eine Wolke die Sonne verbarg. Morgenthau und seine Gemahlin fühlten das am tiefsten, und beyde merkten wohl, woher diese Unlust kam; daher suchten sie Gelegenheit, den Pfarrer und seine Frau auf einen Spatziergang allein zu bekommen, um sie von ihrem Irthum zu bekehren. Bey dieser Gelegenheit fieng Morgenthau an: Mich dünkt, Herr Bruder, Sie sind nicht sehr zufrieden mit dieser Heyrath?

Freylich, antwortete der Prediger, hätte ich sie gern an der Hand eines andern gesehen.

Und dieser andere, fuhr Morgenthau fort, war vielleicht Reymund?

Ja, versetzte der Pfarrer.

„Aber worinnen bestehen denn die Vorzüge Reymunds vor Lilienthal?"

Er hat Vermögen, ist ein edler Mann, hat ein gutes Herz; meine Schwägerin wäre glücklich mit ihm gewesen.

„O woher wissen Sie das?"

Steilmann gerieth in Angst; denn er wußte wohl, daß, wenn Morgenthau ins Fragen kam, man sich schon nach der Flucht umzusehen habe, oder sich doch auf Gnade gefangen geben müsse. Er erwiederte: Der Anschein der Sache giebts ja; denn die Zukunft kann man doch in keinem Fall fest wissen.

„Laßt uns denn Reymund und Lilienthal gegen einander halten. Reymund ist ein Edelmann und reich. Lilienthal ist ein Bürger und arm. Jetzt sagen Sie mir, wie weit macht Reymunds Adel seine Frau glücklich? Gewiß weiter nicht, als sich ihr Mann aus Liebe verleugnet."

Das ist ganz recht; aber da fällt mir meine Schwester ein. Die ist doch durch ihren Adel auch glücklich!

„So

„So lang ich mich verleugne, aber nichts eine Minute länger. Fragen Sie sie nur unter vier Augen auf ihr Herz, ob sie nicht zuweilen sehnlich gewünscht habe, adlich geboren zu seyn, um mit mir in Gleichheit zu stehen? Sobald ich nun aufhören würde, mich zu verleugnen, sobald würde dieser Wunsch zur fortdauernden Hölle; nun wenden Sie das auf Sybillen an."

Doch war Elise unter aller Trübsal glücklich in der Ehe.

„Herr Bruder, ich hab Ihnen würklich mehr Einsicht zugetraut! Sogar ein Fürst, wenn er ein Bettler ist, wird mit seinem geringsten Unterthan, der neben ihm bettelt, Gleichheit des Standes fühlen; was thut der Druck nicht? Er weiß, daß er Fürst ist; aber die Gleichheit der Schicksale wird beyde vereinigen. Zum Hauptpunkt sind wir noch nicht gekommen: Reymunds Reichthum hat in der That keine Vorzüge, wenn Lilienthal seine Frau ernähret."

Auf den Reichthum seh ich sonderlich nicht.

„Sehen denn der Herr Pfarrer auch nicht auf die Religion? Reymund ist ein Zweifler, Lilien-

Lilienthal ein Christ; überwiegt das nun nicht alles?"

Steilmann erröthete; dieser Punkt war ihm freylich unendlich wichtig, daher versetzte er: Das muß aber auch alles wieder gut machen.

„Hören Sie, lieber Herr Bruder und Frau Schwester! (Morgenthau trat für beyde hin und sah ihnen lächelnd ins Gesicht,) jetzt wollen wir Rechnung halten. Lieben Sie mich? Sind Sie froh, daß ich Ihre Schwester geheyrathet habe?"

Das ist die größte Glückseligkeit unsers Lebens, und wir lieben Sie über alles.

„War es denn eine vernünftige, edle That von mir, daß ich Sie heyrathete?"

Es war eine That, die in dem Buche der Handlungen wohlthätiger Menschen vorzüglich glänzt.

„Nun so macht die Anwendung auf Sybillen! Sie macht einen leidenden Christen glücklich; und das hab ich nicht einmal gethan. Sehen Sie nun, wie widersprechend die Neigungen sind?"

Schleunig gieng Morgenthau fort zur Gesellschaft, und blieb den übrigen Theil des

Tages feyerlich. Johannette eilte ihm nach, lächelte und drohte im Rückblick mit dem Fächer. Der Pfarrer und seine Frau geriethen in Noth. Sie suchten tausend Gelegenheiten, den Fehler wieder gut zu machen; sie waren in Morgenthau's Gegenwart ausserordentlich freundlich gegen die Neuverlobten. Morgenthau that, als sähe ers nicht, und auf diese Weise erhielt er, daß Sybille und ihr Geliebter von dem Pfarrer und seiner Frau auf die freundschaftlichste Weise behandelt wurden; und so wurde die Hochzeit vollkommen heiter und vergnügt beschlossen.

Die Herren Sommer behielten die jungen Leute so lange bey sich, bis Lilienthal sein Haus im Bergthal gebaut, und sein Gut zum Theil urbar gemacht hatte. Morgenthau ließ ihm die Wahl; er konnte sich in der ganzen Herrschaft eine Gegend aussuchen, wo er wollte. Oben am Ende des Thals gefiel es Lilienthal am besten. Es kamen daselbst zwey enge Thäler aus felsigten Gebirgen herunter, durch jedes rauschte ein Bächlein über Klippen und Steine herab, beyde Thäler liefen zusammen, und bildeten alsdann die oberste Spitze des Bergthals. Mitten in der Furche dieser

bey-

beyden Thäler erhub sich ein mässiger Hügel, der mit dickem wuchsigem Gesträuch, einer Wohnung der Nachtigallen und Gesangvögel, ganz bedeckt war. Im nordöstlichen Thal gieng die Sonne im Sommer auf, über den Hügel, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, und im Südöstlichen Thal gieng sie im Winter auf. Am westlichen Fuß des Hügels, oben am Ende des Bergthals, war eine grüne Ebene von etwa zehen Morgen Landes, welche gleich einem wachsenden Monde sich rund um den Hügel zog, und auf einer Seite von dem Südöstlichen, auf der andern aber von dem Nordöstlichen Bache von dem übrigen Thal abgeschnitten wurde. Beyde Bäche hatten sich ein tiefes Bette gegraben, so daß die halb mondförmige Fläche gegen das Wasser hoch erhaben war. Vorn, wo die Bäche zusammen liefen, erwählte sich Lilienthal die Stelle zum Wohnhause, so daß vor demselben ein Platz von etwa zehen Ruthen übrig blieb; hinten her, gegen Morgen oder gegen den Hügel zu, war also der große Platz zu allerhand Gebrauche frey.

Die Wohnung selber bestand in einem wohl angelegten landwirthschaftlichen Hause; hinter demselben gegen den Hügel zu stand auf

einer Seite der Viehstall, auf der andern die Scheuer, zwischen beyden ein Platz zur Dungstäte. Jenseit diesem Gebäude, bis an den Hügel, wurde in der Mitte der Fläche ein Garten angelegt. An der Nordseite bekam der Bauerhof seinen Platz; an der Südseite aber blieb eine Wiese liegen, auf welche oben, längs dem Fuß des Hügels, ein Theil des Bachs geleitet wurde, welcher alsdann längs dem Garten herab rann, in dem Hofe am Viehstall eine Crystallklare Tränke bildete, und sodann in den Bach floß, nachdem er auch im Hause zu den Bedürfnissen gedient hatte. Gegen Norden zu war nun den Berg hinauf, bis auf einen gewissen Hügel gegen Nordwesten, eine herrliche, mässig abschüssige Fläche wenigstens von funfzig Morgen. Diese wurde zu Getreyde-Land bestimmt. Gegen Westen, auf beyden Seiten des Bachs, wurde eine Ebene, etwa von dreyssig Morgen, die mit Erlen und allerhand Gesträuche bewachsen war, zu Wiesen geradet. Dieses ist der Umriß von dem Gut, welches Lilienthal mit seiner Sybille bezog, so bald als es so weit eingerichtet war, daß eine landwirthschaftliche Haushaltung daselbst geführt werden konnte.

Morgenthau, mit seinem Hause und Herrschaft, fieng nun allmählig an, dem vorgesteckten Ziel entgegen zu eilen. Alles gieng den gewünschten Weg; der alte Pfarrer und seine Frau lebten vergnügt; Johannette gebar eine Tochter, welche den Namen Caroline nach ihrer Tante, der Pfarrerin bekam, die ihre Pathe war, und alles Gesinde stieg die Stufen zur Verbesserung des moralischen Karakters mit Mannskraft hinauf, so wie es allemal thut, wenn die Herrschaft edle Beyspiele giebt. Wer sich da nicht bessert, der kann auch da nicht bleiben, eben so wenig als eine Nachteule in der Gesellschaft des Adlers; wer also bleibt, der ist lichtsfähig und wird edel. Unter allen aber bildete sich Pöll am schleunigsten. Seine gute reine Seele, mit dem lichten Verstande, lauterm Witz und feurigem Willen, that Riesenschritte, und so wie er weiter kam, wurde er sanfter, weniger Spaßmacher, mehr ernster Christ, und doch mischte sich sein Witz überall mit ein, der aber nun um so viel angenehmer und nützlicher wurde, je mehr er aus dem flatterhaften ins sanfte Licht der geläuterten Vernunft übergieng. Sein Lehrmeister Weiler hatte ihm die lateinische Sprache, Kenntnisse

der alten und neuen Schriftsteller, und auch das Französische, nebst Rechnen und Schreiben, beygebracht, so daß er nunmehr ein Jüngling war, aus dem sich allerley machen ließ. Morgenthau empfand selber, daß Pöll zu groß zum Kammerdiener werden könnte, daher gab er ihm eine andere Beschäftigung. Er machte ihn zu seinem geheimen Sekretär, und gab ihm dabey die Aufsicht über seine Bibliothek. Pöll hüpfte für Freude über diese Beförderung; denn seine Lust zu den Büchern war unendlich, und es war seine größte Freude, immer nahe um seinen Herrn zu seyn, welches denn auch Morgenthau ganz recht war, weil er den Burschen gut um sich leiden konnte.

Einsmals, als Morgenthau in seinem Kabinet arbeitete, und Pöll ebenfalls am Pult stand und schrieb, entstand auf einmal ein Lärm unten im Hause. Morgenthau schickte Pöll, um zu vernehmen, was vorgieng. Der kam aber bald wieder, und mit äusserst bestürzter Miene erzählte er, daß sich Falzbein im Gefängniß selbst entleibt hätte. Alsofort gab der Herr von Morgenthau Befehl, ihn genau zu besichtigen, und so fand man, daß er noch lebte. Es wurde sofort nach einem Wundarzt geschickt.

schickt. Dieser untersuchte die Wunde und fand einen Schnitt am Halse, der aber die Luftröhre nur etwa auf ein Drittel durchgedrungen hatte. Man wendete alle Mühe an, den elenden Menschen wieder zurecht zu bringen, und dieses Bemühen erreichte auch den erwünschten Zweck vollkommen. Indessen, als dieser Uebelthäter auf Leben und Tod krank lag, wurde Pöll äusserst niedergeschlagen und traurig; niemanden entdeckte er die Ursache davon, bis endlich sein Herr einmal scharf in ihn drang, und bey Strafe seiner Ungnade befahl, zu sagen, was ihn drückte. Ach! antwortete Pöll mit schwerem Seufzen und mit Thränen, ich bin ein Mörder! Ich habe Falzbein in all sein Unglück gestürzt; ich reizte ihn zur Rache! Wenn ein beissiger Hund schläft, soll man ihn nicht wecken, — wie wenn man ihn aber zerrt, und er fährt aus und zerreißt ein unschuldiges Kind, wer ist dann Schuld am Unglück? Hätt ich ihn das Krauthuhn nicht machen lassen, so wär er ein Spötter geblieben; aber ich lockte den Bären aus der Höhle, wo er schlief. Nun gieng er umher, mordete und raubte, und das Blut schreyt über Pöll; wo soll ich hin? —

 Mor-

Morgenthau bedauerte den guten Jüngling in seiner Seele. Höre, mein Freund, fieng er an, setz dich daher, ich will dir etwas erzählen: Ich reißte einmal durch ein Dorf, wo ich des Mittags in einem Wirthshause einkehrte, um ein wenig zu speisen. Indem ich auf das Essen wartete, und so hinter dem Fenster stand, kam ein Bauer daher mit einem Korb voll fetter Gänse und junger Hühner auf dem Rücken und bot solche feil. Der Wirth kaufte ihm ein paar Stück ab; indem aber der Bauer ins Haus trat, um die Thiere in die Küche zu tragen, wischt ein Kerl herbey und sucht geschwind eine Gans loß zu machen, und kaum hatt ich das Fenster offen gemacht, um zu rufen, so lief er schon damit fort. Ich rief und alsofort war der Bauer hinter ihm, klopfte ihn derb ab, und kam mit seiner Gans wieder. Was geschah! Der Gaudieb geht hernach dem Bauer nach und schlägt ihn verrätherisch tod. Der Mörder ward gefangen und bekam seinen verdienten Lohn. Nun Pöll, an dem Unglück war ich ja auch Schuld! Hätt ich nicht gerufen, so wäre der Bauer noch nicht gekommen, der Dieb wär entwischt, und der Bauer am Leben geblieben. Was dünkt dich, wär ich

drum

drum ein Mörder? Pöll begrif das Gleichniß ganz, doch ward er nicht völlig ruhig. Wenns Ew. Gnaden erlauben, sagte er zu seinem Herrn, so will ich sehen, ob ich Falzbein nicht zur Erkenntniß bringen kan. Wenn ich nur Hofnung habe, daß er selig stirbt, so will ich mich beruhigen, mich freuen und zufrieden seyn.

Wohl! sagte Morgenthau, thue Dein bestes; aber Du wirst nichts ausrichten, wenn Du nicht herzlich für ihn betest!

„O gern, gnädiger Herr! Wenn ich wüßte, daß es hülfe, so wollt ich auch fasten, und doch glaub ich, daß es auch gut dabey wäre; denn Christus hat das Fasten gewiß nicht verachtet."

Morgenthau lächelte und versetzte: Gewiß, mein Freund, es schadet nicht, thu was Du kannst!

Das Schlimmste bey der Sache war, daß Falzbein einen unversöhnlichen Haß auf Pöll geworfen hatte. Letzterer sahe das wohl ein; daher beschloß er, diesen zuerst aus dem Wege zu räumen. Daher diente er dem Kranken mit aller möglichen Bereitwilligkeit, leistete ihm die allerverächtlichsten Dienste, und that gerade,

 als

als wenn Falzbein sein Herr gewesen wäre. Der Zustand, worinn sich dieser Elende befand, war erschrecklich. Das enge unterirdische Gefängniß, die Einsamkeit und die Gewißheit, nie wieder frey zu werden, hatte ihn zwar mürbe gemacht; allein, anstatt seine Zuflucht zum höchsten Erbarmer zu nehmen, hatte er sich dem Nachdenken über sein sündhaftes abscheuliches Leben überlassen. Er gerieth in Verzweiflung; und ob man gleich alle tödtende Werkzeuge mit Fleiß vor ihm zurückhielt, so war es ihm doch endlich einmal gelungen, ein stumpfes Messer zu erhaschen, womit er dann den verzweifelten Versuch gemacht hatte. Während der Zeit, daß er nun in der Cur war, lag er immer in einem tauben Hinbrüten. Pöll sprach kein Wort mit ihm von seinem Zustande; er diente ihm nur mit aller Treue. Falzbein fühlte feurige Kohlen auf seinem Haupte; er war nicht im Stande, das lange zu ertragen. Endlich, als er sich etwas wieder erholt hatte, und seine Gesundheit von Tag zu Tag zunahm, suchte er noch immer Gelegenheit, seinen verzweifelten Anschlag auszuführen. Ein rasender Kummer nagte ihn, so daß man ihn mit größter Sorgfalt bewachen mußte,

und ein Wehklagen stieg immer aus seiner Brust empor, das von der Hölle zeugte, die in seiner Seele wütete; doch bey dem allen war noch Menschlichkeit in seinem Herzen. Pöll! sagte er einsmals an einem Abend, als er ihm eben die allerekelhaftesten Dienste geleistet hatte, ich hab immer geglaubt, Du haßtest mich von Grund der Seele; aber warum thust Du das nicht?

„Ich habe Dich nie gehaßt; aber ich haßte Deine Sünde."

Pöll, ich hasse mich selbst! hilf mir nur, daß ich von der Welt komme! Pöll! ich bitte Dich, Du kannst mir keinen grössern Gefallen thun!

„Höre, Falzbein, wenn Du tod bist, hast Du dann Ruhe? Ich denke, dann geht das Leid erst an!"

Ha! das ist recht! da flucht's mir vom Himmel herab: ich muß in die Hölle! Sieh, der Himmel ist lauter Feuerflammen, die so spitzig lang auf meine Brust zielen, als wenn sie mich durchbohren wollten! es ist ein Greuel! und da heult's hinterher, als wenn der Teufel drinn bliese!

„Freut's Dich denn, wenn Du in die Hölle kommst? Möchtest Du gern hinein, oder

oder möchtest Du lieber in den Himmel? Da antworte drauf."

Das ist eine verfluchte Frage! Hum! — wer wollte nicht lieber in den Himmel; aber da kann ich nicht hinein; also nur immerfort zur Hölle, da gehör ich hin!

„Das macht Dir der Teufel weiß, und dem glaubst Du, und der ist doch ein Lügner seines Handwerks."

Der Teufel sagt da die Wahrheit, wenn ers ist, der mir ins Ohr lispelt; hab ich doch mein Lebtag ihm recht treu gedient, mehr als Du weißst!

„Falzbein! es hat Mörder und Diebe gegeben, die doch selig geworden sind, recht selig, wenn Du es wissen willst."

Aber es giebt ihrer auch gnug, die verdammt werden.

„Ja, wenn sie's machen, wie Du! dazu bist Du jetzt auf gutem Wege; aber ich will Dirs beweisen, daß Du noch recht wohl selig werden kannst."

Du hast Deinen Spas mit mir.

„Wahrhaftig nicht, Falzbein! Höre nur, der Mörder, der mit dem Herrn Jesus gekreuziget wurde, ward selig und sieh! Der Kö-

nig

nig David begieng einen Ehebruch mit einer Frau, und ließ dann ihren Mann ermorden, damit er sie bey seinen andern Weibern nehmen konnte; denke, das war doch auch kein Spaß; thu, was die beyden Sünder gethan haben, so wirds gewiß noch gut gehn."

Was thaten sie dann?

„Sie beteten."

Das kann ich nicht.

„Das macht Dir wieder der Teufel weiß; freylich kannst Du das! Soll ich Dir einmal das Gebet vorlesen, das David betete, als er so sehr gesündigt hatte?"

Das kannst Du thun.

Nun las' ihm Pöll den 51sten Psalm langsam und andächtig vor. Solche Gespräche hielte er alle Tage mit dem Kranken, und fuhr in seinem Dienst unermüdet fort. Der Herr Pfarrer Steilmann besuchte ihn auch zuweilen; und es kam endlich dazu, daß Falzbein zu hoffen begann, seine Sünde könne ihm noch vergeben werden. Sobald er aber dies merkte, fieng er an, mit Seufzern, Thränen und dem feurigsten Gebet den Himmel zu bestürmen, so daß sich ihm endlich ein Lichtschimmer der Erlösung von ferne zeigte; ja es war ihm, als

wenn

wenn einer am Thor der Seligkeit stünde, und ihm zuriefe: Du kannst selig werden; aber der gerechte Rächer der Unschuld fordert das Blut von deinen Händen, das du vergossen hast! Falzbein fühlte tief in seiner Seele das Recht Gottes und der Natur: Wer Menschenblut vergeust, deß Blut soll wieder vergossen werden. Daher sehnte er sich nun wieder nach seinem Kerker und nach dem Gerichtsplatz; der Gedanke zu leben, war ihm ein Greuel, ein Bedingniß der ewigen Verdammniß; sein Leben, sein Blut zu opfern war ihm der süsseste Gedanke, ein Thor des Himmels und das Mittel, durch den Erlöser-Erbarmung zu finden.

So wurde der Erzbösewicht Falzbein zum Christen. Jetzt war jeder Odemzug mit Gebet und Reue begleitet, und er begann die Süssigkeit des Seelenfriedens zu schmecken, welchen ein begnadigter Sünder durch die Würkung des Geistes **Jesu Christi**, als Versicherungsmittel der Seligkeit empfängt. Er fieng nun an, flehentlich bey **Morgenthau** anzuhalten, daß man ihm sein Recht thun möchte.

So froh nun Pöll war, daß er jetzt nach seiner Meinung seine Scharte ausgewetzt hatte, so verlegen und nachdenkend wurde Morgen-

thau bey dieser Sache. Er ließ zwar Falzbein wieder in sein Gefängniß bringen; aber das Todesurtheil über ihn zu sprechen, dazu konnte er sich noch nicht entschliessen; denn ob er gleich das Recht über Leben und Tod in seiner Herrschaft förmlich empfangen hatte, so war doch bey ihm, als er darum ansuchte, keine andere Ursache dazu, als daß er allen Mördern und Dieben in seinem Gebiete das Leben erhalten wollte; denn er glaubte, es sey gar unnöthig, aus Einem Morde zween zu machen, gnug, wenn nur ein schädlicher Mensch gehindert würde, ferner zu schaden. Diebe umzubringen, daran dachte er nun gar nicht, und es ist auch die Frage: Ob ein Dieb als Dieb den Tod verdient habe? Wenigstens in Morgenthau's und in meinen Augen ist der Dieb nicht schuldig, zu sterben, wohl aber allen Schaden, einmal zur Erstattung, und willkührlich vielmal zur Strafe, zu vergüten, und wenn er das nicht kann, so lange leibeigner Knecht bey dem Beleidigten zu seyn, bis er die aufgelegte Strafe herausgeschwitzt hat.

Jetzt, da nun Falzbein mit Ernst aufs Recht drang, und noch einen Mord gestand, den er seit seinem Umherschweifen begangen hatte, so

so gerieth Morgenthau darüber in ein trauri-
ges Nachdenken. Sein Schwiegervater, der
alte Steilmann, und sein Schwager, der
junge Pfarrer, hielten ihm das Mosaische Recht
und den Gebrauch aller Völker vor; er aber
berief sich immer auf die christliche Religion und
auf die Vernunft; Christus habe nie befohlen
zu tödten, und die Vernunft lehre es, daß die
Erhaltung eines Menschen wichtig für die
menschliche Gesellschaft sey, besonders da durch
den Tod des Uebelthäters das Leben des ersten
nicht wiederhergestellt würde, mithin die Strafe
keine Erstattung des Verlustes, sondern nur
eine Vergrösserung desselben sey. Bloß das
Gewissen des Falzbeins und die Gerechtigkeit
Gottes in demselben, machte dem guten Herrn
Angst, daß er nicht wuste, was er thun sollte;
denn jetzt schien es ihm doch, als wenn Gott
den Tod des Mörders wollte, ungeachtet es
Christus nicht ausdrücklich befohlen habe. Er
erinnerte sich, daß in den mehresten Fällen, wo
sich ein Mörder bekehrt hat, er zugleich selbst
die Vollziehung des Urtheils an sich für Recht
erkannt, sich entweder selbst angegeben, oder
wenn er schon gefangen war, mit Freuden sei-
nem gewaltsamen Tode, als einem süssen Opfer,
ent-

entgegen geeilt habe. Diese Stimme Gottes in den Gewissen der bekehrten Mörder war Morgenthau so merkwürdig, daß, als er der Sache recht nachdachte, sein Verstand einen Aufschluß nach dem andern bekam, und er bald zur völligen Gewißheit gelangte, daß der Satz: **Wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden, ihm zur festen Wahrheit und zur Richtschnur seines künftigen Verhaltens wurde.**

Nun leuchtete ihm nach und nach ein, daß das mosaische Gesetz, in so fern es nicht vorbildlich Gottesdienstlich ist, oder dem Volk Israel nach seinen Umständen individuel ist, das Muster und die Grundlage jeder Regimentsform seyn müsse, und daß Christus keinesweges diese Gesetze umgestossen, oder dagegen gezeugt, sondern nur bloß die Religion verbessert habe. Daher folgt nun klar und unwidersprechlich, daß alle Gebote, welche nicht ausdrücklich durch die christliche Religion aufgehoben worden, oder die dem jüdischen Volke ganz individuel waren, uns noch immer als die besten zur Festhaltung verbinden, weil sie der weiseste Gesetzgeber gegeben hat.

Morgenthau wurde also in diesem Punkt auch bald befestiget, und nun beschloß er, nicht nur dem Falzbein sein Recht zu thun, sondern sich überhaupt in seiner Polizey und Regierung so viel nach dem mosaischen Rechte zu richten, als es die Umstände und die Natur der Sachen erlaubten. Damit er aber doch den Weg der hergebrachten Ordnung in der Sache gehen möchte; so übergab er die ganze Sache an geschickte Rechtsgelehrte, welche den Prozeß ausführen musten. Das Urtheil kam also heraus, daß der Uebelthäter mit dem Schwerdte hingerichtet, und alsdann aufs Rad gelegt werden sollte.

Morgenthau milderte das Urtheil so weit, daß der Körper alsbald nach dem Tode in einen Sarg gelegt, und auf dem Gerichtsplatz begraben werden söllte. Dieses wurde dem armen Sünder durch eine Gerichtsperson vorgelesen, und darauf wurde er in ein Kämmerchen gebracht, wo man ihn gehörig verpflegte und bewahrte. Er war aus der maassen fröhlich. So wie das Urtheil ausgesprochen war, fühlte er sich mit Gott durch Christum versöhnt; er fand Zugang zu Gott im Gebet, daher verbrachte er die Paar Tage bis an seinen Tod

mit

mit lauter Beten, Singen und Freude; Yöll aber muste beständig um ihn seyn, und dieser war nun abermal traurig und niedergeschlagen, denn er hätte nun gerne mit Falzbein wieder fortgelebt, und mit ihm gegessen und getrunken.

Morgenthau hatte acht Tage vor der Ausführung des Urtheils in der umliegenden Gegend, in den Kirchen, den Tag derselben bekannt machen lassen; denn er glaubte, daß ein solches Beyspiel, zumal wenn der Uebelthäter ein Christ geworden, sehr lehrreich seyn müste. *) Er ließ auch ein kleines Commando Soldaten aus der Herzoglichen Residenz kommen, welche den armen Sünder begleiten, und bey der Vollziehung des Urtheils um ihn her einen Kreis schliessen musten.

Falzbein schickte sich also mit Freuden zu seinem Tode; voller Gewißheit der Seligkeit erwartete er den letzten Morgen, den er in die-

*) Dieses glaubt man heutiges Tages nicht mehr, man will sogar behaupten, daß das Feyerliche eines solchen Gerichts einen Menschen zum Uebelthäter machen könne. Nun dann, ich für mein Theil bin überzeugt, daß es gelogen ist; nichts würkt tiefer und unvergeßlicher, als eine solche Execution, zum Abscheu gegen Capitalverbrechen.

ser Welt zu erleben hatte, und er schien ihm sein Hochzeittag zu seyn; allein er hatte nicht vermuthet, daß ihm noch ein so harter Kampf vorstünde. Denn den letzten Abend vor seinem Gerichtstag, als er in seinem Zimmer sich mit Pöll von der Seligkeit der Christen unterredete, kamen ganz im dunkeln drey fremde und unbekannte Leute an, die ihn zu sprechen verlangten. Man ließ sie unter gehöriger Vorsicht zu ihm; aber welch ein Schrecken überfiel den armen Falzbein, als er da seinen Vater, seinen Bruder und Schwager vor sich sahe. Sie hatten von seinen Schicksalen ein dunkles Gerüchte gehört; aber von diesem äussersten Unglück, das eine Familie treffen kann, wusten sie noch nicht das geringste. Da der Vater ein braver, frommer und wohlhabender Bauer war, so hatte ihn das schlimme ungewisse Gerücht so unruhig gemacht, daß er seinen ungerathenen Sohn bis ans Ende der Welt aufzusuchen beschloß, und ihn auch endlich wider Vermuthen fand. Er hatte von seinem Sohn vor einigen Jahren einen Brief von hieraus bekommen; das war aber der letzte gewesen, daher kam er bloß her, um zu hören, wo er ihn ausfragen könnte.

Der

Der alte Falzbein sah seinen Sohn da ganz entstellt, blaß und verändert sitzen, und über seine Ankunft tödlich erschrecken. Dieses brachte ihm einen kalten Schauer hervor, der ihn ganz steif und starr machte; auch die beyden Brüder erstarrten darüber. Falzbein schwankte endlich in betäubendem Kummer zu dem alten Greis, grif ihn an der Hand und sagte: Gott stärke und tröste Euch, Vater! — Ihr habt es nöthiger, als ein Mensch in der Welt! Nun grüßte er auch seine Brüder. Pöll wurde sein Herz so beklemmt wie einem, der einen Mondsüchtigen auf der Spitze eines Thurms wanken und fallen sieht; er seufzte und versetzte: Grüß Euch Gott, alter Vater! — Wenn ich je einem Menschen gegönnt habe, daß er lange leben möge, wenn er fromm und brav ist, so wünsch ich Euch jetzt von Herzen einen plötzlichen seligen Tod in diesem Augenblick.

Der alte Rödger Falzbein war so bestürzt, daß er sich kaum halten konnte, und so auch seine Reisegefährten; doch erholte sich der ehrliche Alte, er setzte sich und fieng an: Hier muß ja etwas Erschreckliches vorgehen! Ich weiß nicht, was ich sagen soll! Bist Du krank

gewesen, Theobald? Du siehst so aus; so ist das eine väterliche Züchtigung Gottes, und Du brauchst Dich darum vor Deinem alten Vater nicht zu fürchten. Bist Du ein Mörder, ein Dieb gewesen, wie ich so ein Gerücht von ferne gehört habe, so kannst Du hier so ruhig nicht seyn; die Gerechtigkeit würde Dich verfolgen, Dich dem Gerichte übergeben — nun, was wäre noch übrig, das einen alten Vater kränken kann?

„Vater, ich hab einen versöhnten Gott! Ich war ein ungerathener Sohn, gieng von Euch in den Krieg, begieng alle Laster, die nur möglich sind; mein Maaß wurde endlich voll, ich bekehrte mich von Herzen, und nun bin ich ein Christ, und will auch so sterben; ich fühle die Versicherung, daß ich selig werde."

Nun sprang der gute Alte auf, fiel ihm um den Hals, und weinte wie ein Kind; auch die Brüder weinten. Falzbein weinte einen Bach von Thränen seinem Vater auf den Hals. Ey Gott! Theobald! schluckste der Greis, so ist ja alles gut; bin ich doch so wohl, als wenn ich im Himmel wäre! Ich will warten, bis Du besser bist, und dann sollst Du mit nach Hause. O wie wird sich Deine arme Mutter

freuen,

freuen, wenn sie hört, daß Du Dich bekehrt hast, und sie Dich so verändert sieht! Pöll sprang auf, sprang gegen die Wand und rief: Allmächtiger Gott! laß das alles einen Traum seyn, und mich lieber wieder bey meinem ehemaligen Bauer als Kuhjunge erwachen! Sollte Dir, Vater im Himmel, nicht das Herz erweicht werden?

Jetzt riß sich Falzbein von seinem Vater loß, gieng ernst und schleunig im Zimmer auf und ab; endlich nahm er seine Kappe vom Kopf, schaute gen Himmel und sprach: Barmherziger Gott! ein Tröpfchen Gnade für meinen alten Vater, das ihm eine Heilsalbe auf die Wunde sey, die sein Herz bald treffen wird! Stärke, stärke ihn! Stärke meine arme Mutter! Geuß ein wenig Seligkeit in ihre Herzen, und nun begleite meinen Odem, der eine Hölle in meinem armen Vater anblasen wird, mit kühlendem Winde! — Nun setzte er seine Kappe wieder auf, trat vor seinem Vater, grif ihn an der Hand und sagte folgende Donnerworte: Vater! — Ich gehe morgen — nach Hause, aber mit Euch nicht; ich gehe — nicht weit!

„Jesus Christus! — Gott im Himmel! rief der Alte, da seh ich es schwarz vor mir! Haltet mich, ich fall' in einen Abgrund — Wo bin ich? — Vergeht die Welt? — Ist das der jüngste Tag? Horcht! Horcht! was poltert so? — Ich glaube, der Himmel fällt ein!" —

Der gute Mann bekam nun Zuckungen und fiel völlig in Ohnmacht. Die beyden Brüder rauften die Haare und heulten; der Schwager aber wurde so rasend, daß er Falzbein mit aller Gewalt schlagen wollte; daher brachte die Wache alle drey Fremde weg in ein besonderes Zimmer. Der arme Sünder aber richtete nun gänzlich seine Gedanken auf seinen Tod und bat, daß man seine Freunde nicht wieder zu ihm lassen möchte, welches ihm auch gern bewilliget wurde. Morgenthau bedauerte sehr, daß man den alten Mann zu ihm gelassen, und des Morgens früh ließ er den Fremden sagen, sie möchten sich nach Hause begeben; den alten Falzbein aber behielt er da, um ihn so lange zu pflegen, bis er wieder gesund geworden; denn er war in ein hitziges Fieber verfallen.

So wurde denn Falzbein des folgenden Tages, unter dem Zulauf vieler Menschen, durch den Scharfrichter vom Leben zum Tode gebracht. Der junge Steilmann konnte ihn nicht begleiten, denn er war zu sehr gerührt; deswegen wurde ein anderer Prediger geholt, der sein Amt für ihn verrichtete. Der arme Mensch gieng freudig zum Tode, und starb unter vielen Thränen der Zuschauer, zum Zeugniß, daß die christliche Religion auch fähig ist, den allerunglücklichsten Menschen glücklich zu machen, wenn sie nur recht zu diesem Zweck verwendet wird.

Der alte Rödger Falzbein wurde zwar wieder gesund, aber sein Verstand war so geschwächt, daß er gerade wie ein Kind war, und ganz kindische Reden führte. Morgenthau ließ ihn darauf wieder durch ein paar Boten nach seiner Heimath bringen.

Kurz nach diesen Geschichten trug es sich zu, daß Morgenthau einen Brief erhielt, worinnen ihn ein gewisser Herr von Löschbrand ersuchte, ihm zu erlauben, in seine Herrschaft zu ziehen. Dieser Mann führte, im Ton eines Christen, die bittersten Klagen, wie er im Kriege unglücklich geworden, wie er sein Haab und Gut mit dem Rücken ansehen müssen, wie er nun mit Frau und Kind in der bittersten Armuth herumziehen und fast betteln müsse, und was dergleichen Erzählungen mehr waren. Morgenthau war bey aller seiner Menschenliebe doch so leichtgläubig nicht, daß er gerade auf diesen ersten Brief zugefahren und ihn eingeladen hätte; doch wollte er auch denselben nicht schlechterdings abweisen, weil doch auch seine Klagen wahr seyn konnten. Er schrieb ihm deswegen zurück, daß es ihm schwer falle, einen Mann von Adel in seiner Herrschaft anständig unterzubringen, es sey denn, daß ein solcher den Adel verläugne und ein ordentlicher Landwirth werde; überdem müsse er zuvor Gewißheit von seinem Unglück einziehen, weil er

nicht gern schlechte Haushälter in seine Herrschaft verpflanzen möchte. Es währte nicht lange, so schrieb Löschbrand wieder, und in dem Briefe lagen abgenutzte Collectenpatente und Atteståte, die aber doch allem Ansehen nach gültig waren; er aber erbot sich zu allem, lieber wollte er (wie er sich ausdrückte,) Stallknecht bey ihm seyn, als länger in diesem Elend herumpilgern und kollektiren.

Morgenthau fühlte dennoch ein Uebelbehagen bey dieser Sache, und doch dauchte es ihm Pflicht zu seyn, dem Mann unterzuhelfen. Daher schrieb er ihm wieder, wenn er sich ruhig der Landwirthschaft und eines stillen christlichen Wandels befleissigen wollte, so stünde ihm frey, zu kommen, wenn er wolle. Dieses alles bejahte Löschbrand mit seiner Gemahlin und Tochter persönlich; denn es währete nicht lange, so kamen diese Leute zu Fuß nach Morgenthau hin, aber in so elenden Umständen, daß die Frau von Morgenthau wegen Drang des Herzens nicht gnug eilen konnte, die Frau und die Tochter mit nöthigen Kleidern zu versehen. Jetzt war nun kein anderer Rath, als den Leuten so lange Brod zu verschaffen, bis sie sich selbst damit versorgen konnten. Zugleich

merkte

merkte Morgenthau bald, daß die Leute zu alt waren, um noch Bauersleute zu werden, und doch auch noch zu jung, um sie tod füttern zu können. Löschbrand war ein Mann von funfzig Jahren, seine Frau von fünf und vierzig, und seine Tochter war vier und zwanzig Jahr alt. Eigentlich war also guter Rath theuer, und Morgenthau sah wohl ein, daß wenn sich auch Löschbrand mit vollem Willen an Arbeit geben würde, es doch zu spät wäre, Feldarbeit zu lernen; besonders dauchte es ihm, in dem ganzen Daseyn dieser Leute etwas unnennbares zu entdecken, wodurch sie ihm zum lebenslängigem Collektiren gleichsam von der Vorsehung verdammt zu seyn schienen.

Doch dem allen ungeachtet muste etwas unternommen werden, denn die Leute waren nun einmal da. Morgenthau ließ ihnen also ein Paar Zimmer anweisen, wo sie aus seiner Küche gespeist wurden; auch versorgte er sie mit Wäsche, Kleidern und allem Nöthigen. Anstatt nun, daß Löschbrand hätte sollen Anstalten machen, sich ein Landgut auszusuchen, um an sein eigen Brod zu denken, saß er ganz ruhig, ließ sich aufwarten, und bat alle Tage um etwas, das er geschenkt haben wollte.

Clara aber, seine Tochter, hatte ein gutes Herz; sie kam alle Morgen früh in die Küche, half arbeiten und bequemte sich zu den allergeringsten Diensten. Johannette merkte dieses bald, und sie ließ die arme Fräulein zu sich kommen.

Höre Sie, Fräulein Clara! fieng sie an, ist Sie auch in Frauenzimmerarbeit unterrichtet worden?

„In allem, gnädige Frau! Aber seit sieben Jahren sind wir im Elend herum gereiset, und seitdem ist nichts mehr gethan worden.“

Hat Sie sich auch seit der Zeit wohl aufgeführt; in solchen Umständen hat ein Mädchen von einer so vorzüglichen Schönheit viel zu kämpfen? Sage Sie mir die Wahrheit.

„Gott weiß, daß ich viel zu kämpfen gehabt habe; aber ich hab auch gekämpft. Oftmals hatte ich auch Gelegenheit, in Dienste zu kommen; aber meine Eltern wollten nicht haben, daß ich dienen sollte; sie sagten immer: eine Person von meinem Stande müsse geringern Leuten nicht dienen.“

Glaubt Sie denn, daß Ihre Eltern hierin Recht hatten?

„Sie hatten gewiß nicht Recht. Sobald jemand sein eigen Brod nicht mehr essen kann, sobald ists mit dem Adel aus.“

So ists recht! Will Sie mir denn dienen und bey mir bleiben? Sie soll's gut haben.

Clara weinte und bat sich diese Gnade auf immer aus. Johannette sagte ihr das zu, setzte ihr ein jährlich Gehalt, kleidete sie ordentlich aus, und nahm sie bey sich in ihre Zimmer zur Bedienung. Löschbrand merkte das nicht sobald, als er schon Forderungen an sie machte, um sie wieder an sich zu locken; aber Clara hatte dazu keine Ohren, und ehe man sichs versahe, hatte sich Löschbrand mit seiner Frau wieder aus dem Staube gemacht; denn er befand sich besser bey seinem Collektiren, als wenn er hätte arbeiten und sich zur Arbeit gewöhnen müssen. Clara, seine Tochter aber, blieb in Morgenthau's Hause, und es war ihr wohl. Sie war ein vollkommenes Frauenzimmer, und nachdem sie nun einmal wieder im Wohlstande war, so entwickelte sie sich von Tag zu Tag zu ihrem Vortheil, gleich einer Blume, die zwar durch ein anhaltendes unfreundliches Wetter eine Zeitlang am Aufblühen gehindert wurde, aber nun auch binnen

ein

ein paar warmen Tagen auf einmal zu ihrer Vollkommenheit gelangte. Doch war sie immer traurig, und zwar bloß ihrer Eltern wegen, welche ihr in ihrem herumstreichenden Leben wenig Ehre machten.

Reymund von Haberklee hatte nun seit der Heyrath Lilienthals mit Sybille Sommers Morgenthau sparsamer besucht; dennoch kam er zuweilen, war aber immer etwas frostig, so daß man wohl merken konnte, sein Herz sey nicht mehr so freundschaftlich, als gestern und ehgestern. Morgenthau war aber so weit über Grillen erhaben, daß er dergleichen Launen kaum eines Seitenblicks würdigte. Nun wuste er, daß Reymund nur ein geistvolles Frauenzimmer zu seiner zweyten Heyrath suchte, und welche zugleich die sonderbare Eigenschaft hätte, daß sie ihm, wenn er sie heyrathete, ihr Glück verdanken sollte; deswegen ahndete er schon voraus, daß er seinen Angel wieder nach Fräulein Clara auswerfen würde. Er beschloß also, dem Herrn von Haberklee die ganze Geschichte Löschbrands zu erzählen. Zu dem Ende nahm er ihn bey dem ersten Besuch allein, und erzählte ihm alles.

Reymunds Herz wallete während der Zeit, daß Morgenthau redete. Ich muß das Mädchen sehn, war seine einzige Antwort, und so eilte er zu den Zimmern der Frau von Morgenthau hin. Morgenthau folgte ihm nach, und bewunderte in der Stille den sonderbaren Karakter dieses Mannes.

Johannette und Clara sassen auf einem abgelegenen Zimmer, das gegen Nordost zu sahe, und aus welchem man eine herrliche Aussicht über das Thal aufwärts hatte. Gesangvögel zwitscherten in Körben auswärts vor den Fenstern, und einwärts stand ein goldgrüner Papagey im messingenen Käfich auf einem marmornen Postement. Gleich dem Bergmann kletterte er mit Klauen und Schnabel im Korbe umher, lachte, pfif und schwatzte. Beyde Frauenzimmer aber arbeiteten, als wenn sie ihr Brod damit hätten verdienen müssen, und an ihrer Vertraulichkeit merkte man, daß Clara nicht mehr Johannettens Bediente, sondern ihre Schwester war. Nun hatte letztere der ersten, wie leicht zu denken, die Geschichte des Herrn von Haberklee mit Elisen schon längst erzählt, und ihr Reymund nach der Wahrheit geschildert; daher, als dieser

Herr

Herr mit ihrem Gemahl ins Zimmer trat, fieng ihr das Herz an zu klopfen, und sie begann einen Blick in eine vergnügte Zukunft zu thun. Nach gewechselten Complimenten setzten sich alle, und nun sagte man Claren, wer der fremde Herr wäre. Clara neigte sich gegen ihn und freute sich, daß sie die Ehre hätte, ihn kennen zu lernen. Reymund unterhielt sie mit Gesprächen, war den ganzen Tag um sie, und fand an ihr ein Mädchen nach seinem Herzen. Deswegen erklärte er sich am Abend bey dem Wegreiten gegen Morgenthau, daß er unwiderruflich beschlossen habe, Fräulein Claren zu heyrathen, und daß er sie von seiner Hand empfangen wolle. Morgenthau lächelte und versetzte: Sie ist nun endlich einmal ein Mädchen für Sie; sie ist, nebst allen erforderlichen Eigenschaften, auch von gutem Adel; verlassen Sie sich auf meine Freundschaft!

Morgenthau erzählte dieses alles seiner Gemahlin, diese erzählte es Claren und Clara war damit äusserst wohl zufrieden, daß sie Frau von Haberklee werden sollte; besonders auch darum, weil ihr Reymunds Karakter angenehm war, und ihr seine Person wohlge-

fiel. Sobald sich Clara also für ihn erklärt hatte, schickte Morgenthau einen Boten zum Herrn von Haberklee mit einem Briefe. Dieser schrieb an Pfarrer Steilmann zu Korndorf und ersuchte ihn, den morgenden Tag nach Morgenthau zu kommen, weil er auch da seyn wollte, um eine wichtige Sache zu beschliessen. Alles dieses geschahe; beyde Herren kamen auf den bestimmten Tag zu Morgenthau an. Reymund versprach sich ohne Umstände mit Claren, und hinterher ließ er sich auch mit ihr im Reisekleid und Negligee kopuliren, und am Nachmittag nahm er sie hinter sich aufs Pferd, und ritte mit ihr nach seinem Schlosse.

Des andern Tags schickte er Boten aus, welche seine Schwiegereltern aufsuchen, und sie zu ihm bringen musten. Diesen übergab er ein Gut, welches er im Korndorfer Kirchspiel besaß, von dessen Einkommen sie sich nähren sollten, und solchergestalt waren diese Leute versorgt.

Während der Zeit, daß diese Geschichten vorgiengen, kamen aus der Nähe und Ferne Familien, die entweder Morgenthau ausgekundschaftet und an sich gezogen hatte, oder

die

die sich von selbst meldeten. Einige hatten noch etwas Vermögen, die andern nicht; er aber suchte allen so gut zu helfen, als möglich war; auch sahe er nicht auf die Religion, wenn sie nur brave, ehrliche und fleissige Leute waren; und er hatte noch keine volle acht Jahre im Bergthal gewohnt, als seine Herrschaft mit acht und funfzig Bauern besetzt war, unter denen Lilienthal zuoberst, Caspar, Pölls Schwager, in der Mitte, und ein Schweizerischer Wiedertäufer, **Ulli Schwabach**, der letzte gegen Abend war.

Morgenthau beschloß nun, keine Landwirthe mehr anzunehmen; denn jedes Bauerngut hatte bey der jetzigen Cultur gerade die Grösse, daß es seinen Besitzer ernähren konnte. Wenn aber nach und nach durch eine gute Landwirthschaft die Güter die höchste Stufe erreichen würden; so konnten durch Theilung unter die Kinder die Güter vermehrt werden. Unter allen aber zeigte Lilienthal ein ausserordentlich Genie in der Landwirthschaft. Der Kleebau, welchen er in aller seiner Kraft ausübte, machte, daß sich sein Gut zusehends verbesserte, und mit der Zeit begriffen die Herren Sommer gar wohl, daß es um die Landwirthschaft eine

herrliche Sache sey, wenn sie nur nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian, sondern nach Kunst und Erfahrung betrieben würde. Ihre Tochter Sybille lebte höchstvergnügt, und brauchte sich so wenig, als ihr Mann, mit schwerer Arbeit zu plagen; denn ein mittelmässiges Gut ernährt einen müssigen Herrn reichlich, wenn er nur gehörige Anstalten und ein gutes Regiment zu führen weiß.

Morgenthau bemerkte den guten Fortgang seiner Sachen mit größtem Vergnügen. Er sahe sich nunmehro Herr von einer blühenden Landschaft, die seiner Hände Werk war; er merkte aber auch, daß Gott besonders die Hand mit im Spiele habe und seine gute Absichten segne. Daher beschloß er auch, mit seiner Gemahlin ihr Leben ganz diesem gütigen Gott zu widmen, und nun als ein christlicher Regent diesem kleinen Staate vorzustehen, und ihn zur wahren zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu leiten.

Damit nun das höchstwichtige Gewerbe im Staat, die Landwirthschaft, immer mehr und mehr verbessert, und auf den höchsten Ertrag gebracht werden möchte, der nur möglich ist; so ordnete Morgenthau eine Landwirthschafts=

schaftscommission an, welche alle Monat auf seinem Schlosse in einem dazu bestimmten Saal ihre Sitzungen halten muste. Dazu wurde ein Sonntag Nachmittag bestimmt; er selbst war Präsident, Lilienthal Director und Ulli Schwabach Proponent, das ist, er hatte das Amt auf sich, alle Rathschläge und Einfälle der Bauern aufzunehmen und der Commission vorzutragen. Hernach sassen noch Wiesenthal, Weiler, und bey zehen der ansehnlichsten Landwirthe aus der Herrschaft, welche Landwirthschaftsmeister genennt wurden, in diesem Collegium; alle Bauern aber musten auch an diesem Tage zu Morgenthau erscheinen. Sie versammleten sich ebenfalls in einem großen Saal; Ulli Schwabach präsidirte unter ihnen; er trug ihnen die Schlüsse der Commission vor, und hörte ihre Einwendungen und Vorschläge, die er alsdann jener wieder vortrug.

Durch diese Anstalt wurden alle gute landwirthschaftliche Regeln, Vorschläge und Rathschläge in Ueberlegung genommen, von Hypothesen gereinigt, jedem bekannt gemacht, und allemal zur Zeit der Ausführung beschlossen, und unter hoher Strafe auszuführen befohlen. Ueber das alles, sowohl was beschlossen, als

was ausgeführt wurde, nebst dem Erfolge, wurde vom Pöll protocollirt, als welcher unter Weilers Aufsicht Secretär von dieser Commission war. Der Nutzen von dieser Einrichtung war unbeschreiblich. Es wurden keine Brachen geduldet; die drey Futterkräuter, rother Klee, Esper und Luzerne, wurden in größter Menge gebaut, so daß immer die Hälfte der Güter damit besäet war; ein geschwinder Ackerumschlag wurde eingeführt, so daß allemal jeder Kleeacker den dritten Herbst eingebrochen und mit Winterfrucht besäet wurde, und endlich wurde die Stallfütterung durchgängig beobachtet, so daß man von allen Arten Vieh kein einziges Stück umher weiden sahe.

Bey aller dieser Glückseligkeit, bey allem Ueberfluß an Erd-Erzeugungen, war doch die Herrschaft Bergthal in der That arm. Kein einziger Bauer hatte Geld. Schuh, Kleider, Acker- und Hausgeräthe waren ausserordentlich theuer; nach und nach zogen freylich Handwerksleute hin, die, wenn sie Vermögen hatten, sich auf herrschaftlichen Befehl, auf der mitternächtlichen Fläche des Morgenthauer Hügels Häuser bauten, oder, wenn sie kein Vermögen hatten,

ten, bey den Bauern sich einquartierten; allein kein Bauer hatte Geld, folglich konnten auch die Handwerksleute nicht bezahlt werden, sie musten Produkte an Zahlung nehmen, und dafür liessen sich keine rohe Erzeugungen für Handwerker und Künstler eintauschen.

Es fanden sich auch umherreisende Handelsleute ein; allein weil ihr Verhältniß gegen die Menge feiler Waaren zu klein war, so war alles über die maassen wohlfeil. Freylich lockte dieser Umstand mehrere Käufer an; dennoch merkte Morgenthau bey dem allen, daß, wenn die Geldbesitzende Käufer seine Unterthanen seyn würden, und wenn das Verhältniß derselben gegen die Landwirthe groß seyn würde, alsdann erst die Glückseligkeit seiner Herrschaft den höchsten Gipfel erreichen könnte. Er erfuhr jetzt, daß es ein Staatsgrundsatz sey, wenn man feststellt: daß die Landwirthschaft auch im blühendsten Zustande immer die Grundstütze der Glückseligkeit des Staats sey, ohne welche derselbe nimmermehr dauerhaft glücklich werden könne. Dem allem ungeachtet aber bleibt diese Landwirthschaft nur bloß Fundament, und nichts weiter, wenn nicht Manufakturen und Handlung darauf gebaut, alle

Gewerbe aber auf die beste Weise mit einander vereiniget werden, und so durch die größte Bevölkerung die größte Glückseligkeit des Staats erreicht wird.

Alles dieses nun auszuführen war Morgenthau's Ziel und Zweck; während der Zeit aber, daß er sich mit seinem Plan beschäftigte, fielen noch andere Dinge vor, die hier nicht vorbeygegangen werden dürfen.

Die Bergthaler Einwohner bestanden aus allen dreyen Religionen. Er wünschte jeder Gemeine eine Kirche, und zwar bey seinem Schlosse, wo sich schon etliche zwanzig Handwerksleute oder Kunstwirthe, nach Morgenthau's Grundriß zu einer Stadt, angebaut hatten. Vollständige große gemauerte Tempel zu bauen, dazu war noch kein Geld da; deßwegen beschloß Morgenthau, hölzerne Kirchen zu bauen. Er gab das Holz dazu her, bezahlte die Zimmerleute und andere Unkosten; die Gemeinen aber musten jede zu ihrer Kirche Hand- und Spanndienste thun. Alle Unkosten schlug er jeder Gemeine zum Kapital, welches sie ihm so lange verzinsen muste, bis sie es ihm nach und nach bezahlt hatte. Das Gehalt der Geistlichen bestimmte er so, daß ein ehrlicher Mann

Mann mit einer Familie ordentlich davon leben konnte. Was bey der katholischen Kirche vom Pfarrgehalt übrig blieb, das konnte der Geistliche nicht an seine Familie bringen, sondern es fiel nach dem Tode des Pfarrers der Kirche anheim. Das Pfarrgehalt wurde auf die Höfe der Gemeinen ausgeschlagen, und theils an Gelde, theils an Produkten bezahlt. Dieses waren die vorläufigen Einrichtungen bis auf bessere Zeiten. So wie die Kirchen fertig waren, so wurden auch Pfarrhäuser gebaut und Geistliche von den drey Religionen berufen. Hier ließ nun Morgenthau den beyden protestantischen Kirchen volle Freyheit, zu wählen; nur behielt er sich die Bestätigung und das Recht vor, den Geistlichen zu verwerfen, wenn sein Karakter, sein Leben und Wandel, entweder nicht rechtschaffen, oder seine Lehre, nach einer Untersuchung von verschiedenen unpartheyischen würdigen Männern nicht richtig befunden würde. In Ansehung der Besetzung der römischkatholischen Pfarrstelle schrieb er an den Erzbischof von N. . ., dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich durch das Herzogthum Hochbergen erstreckte, daß Se. Eminenz (er war Kardinal) seine Pfarrstelle mit einem friedlie-

benden rechtschaffenen Manne nach Belieben besetzen könnte, doch mit der Einschränkung: daß zwar alle seine römischkatholische Unterthanen ihre völlige ungehinderte Religionsübung haben sollten, auch sogar sollte ihnen ein jährlicher Umgang auf den Gedächtnißtag ihres Kirchenpatrons zugestanden, und sie gegen alle, auch die mindeste Beeinträchtigung geschützet werden; dagegen aber sollten nie solche Religionsübungen auf den Gütern der Protestanten geschehen, sondern ihnen nur der Zug über die freye Strasse nach ihrer Kirche, auch öffentliche gottesdienstliche Gebräuche vor den Häusern der Katholiken, so lange sie darinnen wohnen, verstattet werden. Auch sollte niemals ein Protestant gehalten seyn, dem Hochwürdigen Ehre zu erzeigen; dagegen aber sollte ihnen auch verboten werden, um Aergerniß zu vermeiden, an einem solchen solennen Tage sich nahe um dasselbige sehen zu lassen, u. s. w. Dieses alles wurde eingerichtet, und also wurden die drey Kirchen bestellt.

Mit dem Schulwesen traf Morgenthau ganz besondere Veranstaltungen. Er hatte seine Herrschaft in vier Bauerschaften eingetheilt, zwo im oberen Bergthal und zwo im un-

untern; jede Bauerschaft sollte ihren Schulmeister haben. Nun glaubte aber Morgenthau, daß der Unterricht der Bauernkinder nicht bloß auf die Religion, sondern auch auf die Landwirthschaft, sich beziehen müsse. Der Schulmeister muste also selber in beyden Stücken erfahren seyn; daher beschloß Morgenthau, den Grund zu einer Schule zu legen, in welcher bloß Schulmänner erzogen werden sollten. Er betrachtete Lilienthal als den Mann, der dazu geschickt sey. Dieser verstand sich gern dazu; der Anfang wurde gemacht und es wurden vier Bauerknaben ausgesucht, die Fähigkeiten gnug hatten. Diese nahm Lilienthal in die Kost; jede Bauerschaft aber muste den Unterhalt bezahlen. Diese Jünglinge unterrichtete Lilienthal täglich des Morgens eine Stunde in der Religion, und in der Methode, sie vorzutragen; den Tag über musten sie aber alle Arbeiten der Landwirthschaft selber verrichten helfen, und dabey wurde ihnen dann Theorie und Praxis dieser Wissenschaft erklärt. Diese Jünglinge waren alle Protestanten, theils lutherisch, theils reformirt; den Katholischen überließ man ihre eigene Schulanstalten zu machen. Sobald einer von

den

den Schulmeistern angestellt werden sollte, wurde er von seinem Prediger zuerst, und dann auch von der Landwirthschaftscommission examinirt und eingesetzt. Diese und mehr andere nützliche Verfügungen waren die ersten Keime zu der Glückseligkeit, welche die Herrschaft Bergthal unter dem gesegneten Regiment ihres Herrn in Zukunft geniessen sollte; aber es ist des Höchsten Wille, daß alles durch schwere Prüfungen erst geläutert, gereiniget und bewährt werden muß, und dieses erfuhr auch der Herr von Morgenthau.

Herr von Löschbrand und seine Gattin wohnten im Korndorfer Kirchspiel, auf einem alten Rittergut, welches ihnen ihr Eydam, Reymund von Haberklee, eingethan hatte, um sich davon zu nähren und anständig leben zu können. Dieses Glück machte Löschbrand und seine Gemahlin eben so stolz, als sie vorhin durch ihr Schicksal gedemüthigt waren. Es that besonders der Frau von Löschbrand ausserordentlich weh, daß sie dem Herrn von Morgenthau, dessen Adel ungewiß, und seiner Gemahliu, die nun gar nicht adlich war, ehmals ihre Schwäche gezeigt hatten, und daß sie ihnen beyden ihr jetziges Glück schuldig waren;

ren; daher waren beyde darauf bedacht, bey der ersten besten Gelegenheit ihren alten Adel auszukramen, und das glückliche Morgenthauer Paar dadurch zu demüthigen.

Einsmals beschlossen sie, ihren Eidam und Tochter zu besuchen. Sie fuhren zum Hause Haberklee hin, und wurden da auch anständig empfangen. Elisens beyde Knaben waren nunmehr schon hübsche Jünglinge, und **Reymund** war klug genug gewesen, sie weit weg auf ein berühmtes Gymnasium zu schicken, damit sie seiner Gemahlin und Schwiegereltern nicht im Wege seyn möchten; die Frau Clara aber bezeigte diesen Kindern eine solche Liebe durch Briefschreiben, Versorgungen und dergleichen, daß ihr Gemahl oft Thränen der Zärtlichkeit vergoß, und **Claren** Elisens ganze Stelle in seinem Herzen einräumte. Weil nun diese Kinder nicht da waren, so fand die Frau von **Löschbrand** gerade keinen Anlaß, ihren Adelstolz dort auszulassen; vielleicht schien es ihr auch zu gefährlich für ihren eigenen Wohlstand zu seyn, darüber zu sticheln. **Reymund** entdeckte daher diese Leidenschaft seiner Schwiegermutter nicht; und als er fand, daß beyde Eltern Neigung hatten, den Herrn von

Mor=

Morgenthau zu besuchen, so war er damit ausserordentlich wohl zufrieden, und beschloß, ihnen nebst seiner Gemahlin Gesellschaft zu leisten.

Alle vier kamen also auf einmal und ganz unvermuthet auf dem Schlosse Morgenthau an. Man empfieng sie alle anständig, und nun fieng die Frau von Löschbrand bey allen Gelegenheiten an, ihren Adel und Standsvorzug auf die feinste Art ans Licht zu stellen; überall, wo Gelegenheit dazu war, muste Johannette fühlen, daß sie nicht von Adel war. Reymund ärgerte sich dergestalt darüber, daß er sofort mit Gewalt seine Schwiegereltern weggefordert hätte und wieder nach Hause gereist wäre, wenn ihn nicht Morgenthau beruhigt und versichert hätte, daß er gar nicht von seinen Schwiegereltern beleidigt werden könnte. Haberklee ersuchte ihn flehentlich, seinen Schwiegereltern so den Mund zu stopfen, daß sie auf einandermal entweder zu Hause bleiben, oder doch sich anständig aufführen möchten. Morgenthau lächelte dazu und schwieg; ingeheim aber beobachtete er seine Gemahlin. Er hatte sie noch nie in dieser Prüfung gesehen, und bloß um zu erfahren,

wie

wie weit ihre Großmuth reichte, that er, als wenn er nichts von allem merkte.

Mittags über Tisch wurden die Erzählungen von Ahnen, von Mißheyrathen der Adlichen, vom Werth und Unwerth des alten und neuen Adels, nach und nach deutlicher, treffender und beissender, doch aber nicht grob. Morgenthau hielt sich ganz gleichgültig; er that, als wenn er nichts merkte, und Johannette hielte sich gerade wie ihr Gemahl. Freylich merkte mans ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, auch zuweilen eine hervorbrechende Thräne versteckte; doch blieb sie freundlich und eine muntere Gastwirthin. Reymund und Clara aber sassen auf heissen Kohlen, und verschwuren beyde in ihren Herzen, nie ihre Eltern wieder dahin zu bringen. Clara konnte sich unmöglich der Thränen erwehren, und sie wäre ganz gewiß vom Tisch gelaufen, wenn sie nicht Morgenthau beruhiget und ihr versprochen hätte, die Sache recht artig zu Ende zu bringen.

Als der große Mann nun endlich sahe, daß seine Gemahlin groß genug war, um in dergleichen Proben aushalten zu können; so beschloß er, noch am Tische gegen das Ende der Mahl-

Mahlzeit dem Verdrusse ein Ende zu machen. Er fieng daher folgendergestalt an: Gnädiger Herr und gnädige Frau! Ich bitte, mir nicht ungnädig zu nehmen, wenn ich Sie gewisser gegründeter Ursachen wegen um einige Dinge frage.

Fragen Sie nur, Herr von Morgenthau, sagte Löschbrand; seine Frau aber nickte nur mit dem Haupte.

„So hören Sie denn beliebigst: Ich bin in einem entfernten sehr mächtigen und blühenden Königreiche zu Hause. Mein Monarch hat mir geboten, zu reisen und in fremde Länder zu gehen, um mich in der Staatskunst zu üben; denn er hat ein mächtiges Fürstenthum für mich aufgehoben, das mein Eigenthum seyn soll, wenn ich anders zu regieren geschickt bin. Zu dem Ende hab ich viele Kapitalien aus meinem Vaterlande gezogen, mir diese Herrschaft erkauft und aufgerichtet, damit ich alles praktisch erlernen möchte, was zu Verwaltung eines Fürstenthums gehört; denn mit blosser Theorie ist bey uns gar nichts ausgerichtet. Nun hab ich mir eine Gattin Bürgerstandes erwählt, weil in unserm Reiche der Europäische Adel mehr Hinderniß als Schaden bringt;

bringt; hingegen aber, wer dort Progressen machen will, der muß von vortreflichem Karakter seyn."

Hier fiel die Frau von Löschbrand ein: Madam, Sie werden also eine Fürstin? Das Gesicht paßte zu dieser höhnischen Frage. Johannette schwieg; aber sie triumphirte schon in ihrem Herzen.

Nun fuhr Morgenthau kaltblütig fort: „Jetzt aber, da ich in diesen Umständen bin, möcht es gut seyn, wenn ich meine Gemahlin adeln liesse; was halten Sie dafür? was rathen Sie mir?"

Ich thäts nicht, antwortete Löschbrand, und seine Gattin fügte mit Kopfwackeln hinzu: Der neue Adel würde keinen Werth geben.

„Gut, fuhr Morgenthau fort, so will ichs auch nicht thun; aber was deucht Ihnen von meinem Vaterlande, daß man da nicht auf Adel und edles Geblüt, sondern bloß auf Verdienste sieht?"

Löschbrand lächelte höhnisch: was mir auch von dem türkischen Reiche deucht; es mag dort eine sehr ähnliche Verfassung seyn. Frau von Löschbrand schlug ein hartes Gelächter auf und versetzte: Nehmen Sie nicht übel,

Herr von Morgenthau! so wird auch Ihr König und seine Minister von geringen Leuten entstanden seyn?

„So ist die Sache würklich. So wohl der König, als seine höchste Fürsten und Minister, waren arme geringe Handwerksleute; aber durch ausserordentliche Tugend und Geschicklichkeit sind sie zu den hohen Stufen hinauf gestiegen, wo sie jetzt glänzen."

Ob Löschbrand und seine Frau etwas ahndeten, weiß ich nicht; wenigstens schien es so. Sie schwiegen eine Weile still; endlich fieng die Frau von Löschbrand an: Was in andern Ländern für barbarische Gebräuche sind! — Es ist doch, bey Gott! was herrliches, von adlichen Voreltern herstammen und viele adliche Ahnen haben!

„Aber der erste von diesen Ahnen war doch ein Bürger; folglich hat sein neuer Adel keinen Werth und diesem Grundsatz gemäß, so die Reihe herunter. Doch laßt uns alles dieses beyseite setzen. Ich schätze den Adelstand für ein Glück; man hat in demselben Gelegenheit, mehrere Glückseligkeit unter den Menschen

schen auszubreiten, als sonst; und dieses macht allein den Adel ehrwürdig."

Um Vergebung, fieng Löschbrand an, wie heißt das Königreich, in welchem Sie zu Hause sind?

„Mein Vaterland ist das Königreich Gottes, in der zukünftigen Welt.

Die beyden wurden roth und sahen vor sich nieder.

Ja, das ist etwas anders! sagte die Frau von Löschbrand; auf die Weise kann ein frommer armer Bauer auch noch einmal Fürst werden!

Morgenthau lächelte und versetzte: Recht wohl! Aber nun bedenken Sie, welche Thorheit ein stolzer Adlicher begeht, wenn er nur dem blossen historischen Glauben nach ein Christ ist! Er weiß, daß er eine lange Ewigkeit durch gar nicht den mindesten Nutzen davon haben wird, daß er hier einen einzigen kleinen Augenblick adlich war. Er weiß, daß ein Bettler, den er hier kaum eines Anblicks würdigte, dereinst sein Fürst und Beherrscher werden kann, und noch brüstet er sich, und wenn

ihm vor diesem Gedanken grauet, wie kann er dann selig werden? —

Hierauf konnte Löschbrand unmöglich antworten. Er war ganz verdrießlich; seine Frau aber war glühend im Gesicht und böse. Ha! versetzte sie, damit müssen sich nun freylich alle Unadliche trösten!

„Madam, antwortete Morgenthau feurig, ein warmer, warmer Trost! — nun aber muß ich Ihnen gerade die Wahrheit sagen: Sie haben eine schwarze Seele! Sie sind hieher gekommen unter der Larve der Freundschaft, essen mein Brod und verletzen das Heiligthum der Gastfreyheit. Ein Frauenzimmer, welches Sie nie beleidigte, geisseln Sie bis aufs Blut; mich kennen Sie nicht, wissen nicht, ob sie nicht noch hier in dieser Welt vor dem Glanze meines ächten teutschen Adels, den ich aus vielerley wichtigen Ursachen versiegelt habe, sich ins Dunkel verkriechen werden, ob ich nicht über kurz oder lang aus meiner Gemahlin machen kann, was ich will? Das alles müssen Sie wagen, indem Sie gar nicht wissen, wer ich bin" —

Hier brach Morgenthau ab, und eilte fort, kam auch nicht wieder.

Der

Der Herr von Haberklee war glüend für Zorn, er sprang auf vom Stuhl: Weib! brüllte er gegen seine Gemahlin, entferne dich und komme mir nie wieder unter die Augen! und damit lief er auch fort, schwang sich auf sein Pferd und ritte allein nach Hause. Clara sank in eine tiefe Ohnmacht; Johannette aber ließ sie durch ihre Bedienten weg und zu Bette bringen.

Löschbrand erhub sich indessen von seinem Stuhl; er räusperte sich, hustete, und — wußte nicht, was er machen sollte. Endlich sagte er ganz gelassen: Ich denke, wir gehen nach Hause! Die gnädige Frau aber stand und spielte mit dem Fächer; denn sie wußte freylich auch jetzt nichts bessers. Johannette war indessen hinausgegangen, um wegen Frau Claren Verfügungen zu treffen, und auch sonst noch besondere Anstalten zu machen; jetzt aber trat sie wieder ins Zimmer, ihr Gesicht glühte und ihre Augen funkelten für Zorn. Frau von Löschbrand fieng an: Jetzt, Madam, wollen wir uns empfehlen. Es thut mir leid, daß es Verdruß gegeben hat; aber das sind die Folgen von Mesallianzen! Johannette antwortete darauf nichts, sie rief nur: Wache herein!

Und nun traten vier ansehnliche, mit Ober- und Untergewehr wohl versehene, in Livree gekleidete Männer ins Zimmer. Sie stellten sich neben einander hin, mit dem Gewehr auf der Schulter, und erwarteten näheren Befehl.

Jetzt merkten die beyden Adlichen, wo das hinaus wollte. Die Frau von Löschbrand zitterte und wurde blaß; ihr Gemahl aber sprang nach seinem Degen. Johannette commandirte, und nun griffen ihn die Bewaffneten an, und führten beyde fort. Nach dem schwarzen Zimmer, rief ihnen die Frau von Morgenthau nach, und haltet Wacht bis auf weitere Ordre!

Jetzt war sie allein auf dem Zimmer. Sie gieng stolz auf und ab, wie eine Löwin, und meinte Wunder wie gut Sie's ausgerichtet hätte; aber das dauerte nicht länger, als ihr Blut in Wallung war. Sie merkte etwas; ihr Herz schlug wie ein Hammer, und sie zweifelte nun, ob sie ihre Sache gut gemacht hätte? Nun lief sie und suchte ihren Gemahl. Der war in den Garten gegangen, und wandelte unter den dunklen Lauben umher; endlich fand sie ihn. Sie fiel ihm um den Hals, herzte und küßte ihn. Ach, sagte sie, welche Leiden mach'

ich

ich Dir! Nein, antwortete er, Leiden mach' ich uns! Ich habe mich den Zorn übermeistern lassen, und der thut nie, was vor Gott recht ist! Wo sind die feurigen Kohlen, die ich auf das Haupt meines Feindes hätte sammeln sollen?

Johannetten klopfte das Herz noch mehr. Nun erzählte sie, was sie gethan hatte. Morgenthau seufzte dabey tief und antwortete: Das ist nun gerade das Schlimmste, was wir thun konnten. Er lief hin zu einer schönen Blume, die voller Saft und Kraft an der Sonne da stand, und in ihren Stralen ruhte; kein Lüftchen bewegte sie. Siehe, meine Liebe, fuhr Morgenthau fort, siehst Du diese schöne Blume, das Bild unserer Glückseligkeit? Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen! Und nun brach er die Blume ab, warf sie hin und setzte hinzu: Unselig aber sind die Zornmüthigen; denn sie sollen von ihren Besitzungen vertrieben werden. Johannetten rollten Thränen die Wangen herunter. Schau! rief sie, an dem nemlichen Stengel eine dicke grosse Knospe, die prophezeyht eine noch schönere Blume!

„Wenn sie kein Mehlthau oder irgend ein Ungeziefer welken macht, seufzte Morgenthau. Ey! setzte Johannette hinzu, täglich will ich die Knospe bewachen, und sie wie ein Schoos-kind pflegen! Ja, sagte Morgenthau, und eben so unsre Herzen, so wird die Scharte aus-gewetzt, besonders auch, wenn wir die Folgen dieses Zufalls großmüthig und mit Gehorsam ertragen."

Während der Zeit, daß dieses vorgieng, war der ehrliche Wiesenthal zu dem alten Stellmann hingegangen, und hatte ihm den ganzen Hergang erzählt. Dieser schüttelte den Kopf gewaltig. Mama, fieng er an, hast Du mir wohl kürzlich meinen besten schwarzen Rock ausklopfen lassen, ich hab ihn lange nicht angehabt? Ja, sagte sie, gestern noch. Nun so hol ihn und hilf mir ihn anziehen; gieb mir auch meinen besten Kragen. Mittlerweile kämmte er sein schneeweisses Haar, setzte sein bestes sammetnes schwarzes Käppchen auf, und knöpfte seinen schwarzen Rock von oben herunter über die Hälfte zu. Nun, Herr Wiesenthal, sagte er, führen Sie mich zu den Gefangenen. Wiesenthal ließ ihn auf seiner linken Schulter ruhen; in der Rechten aber hatte

der

der Greis seinen dicken Rohrstab, auf den er sich stützte. Nun kamen sie langsam über den Gang daher. Als sie noch einige Schritte von dem schwarzen Zimmer waren, sahe Steilmann an beyden Seiten der Thür eine Schildwacht stehen, mit dem Gewehr auf der Schulter, als wenn sie dahin gemauert wären. Geht Kinder! sagte er mit seiner gemässigten Baßstimme, geht da weg! Mit Verlaub, Herr Pfarrer, antwortete der eine, die gnädige Frau wills so haben! Nun gut, antwortete Steilmann, ich nehms auf meine Verantwortung, geht! Sie giengen weg; der Pfarrer aber trat ins Zimmer, wo beyde am Fenster standen und Grillen fiengen. So wie die Thür aufgieng, drehten sie sich um. Die sehr ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers machte so viel Eindruck bey ihnen, daß sie ihm beyde Ehrerbietung bewiesen. Er bat sie, sich zu setzen, und nun setzte er sich auch, imgleichen Wiesenthal.

„Sie erkennen mich doch für einen Diener Gottes?"

Ja! und für den Schwiegervater des Herrn von Morgenthau, antwortete Löschbrand.

„Das letzte kommt hier nicht in Betracht. Dazu hab ich weder schwarzen Rock noch Ueberschlag nöthig; um das seyn zu können, dürft ich nur ein ehrlicher Mann seyn!"

Ich bitt um Vergebung, Herr Pfarrer, versetzte die Frau von Löschbrand, da hätten Sie ein Edelmann seyn müssen!

Steilmann stieß etlichemal mit dem Stock auf den Boden, und sprach im höhern Ton: Gnädige Frau! ein Edelmann kann ein Schurke seyn; aber ein ehrlicher Mann ists nie. Ein braver Mann wählt lieber eines ehrlichen Mannes fromme Tochter, als eines Schurken adeliche Fräulein Tochter voller Eitelkeit, und nun hören Sie ein Wort Gottes an Sie!

„Noch ein Wort, Herr Pfarrer! sagte Löschbrand, erklären Sie sich, wen Sie mit dem Schurken meinen?"

Steilmann lächelte ihn zuversichtlich an und sagte: Hey! den Edelmann, der ein Schurke ist! Ich bin der Mann nicht, mit dem Sie Worte zu klauben haben. Ich bin im Dienste des Herrn Himmels und der Erden grau geworden, vor dem jeder Adel Staub ist.

Als Fremdling dieser Welt und als Staatsbürger betrachtet, schätz ich Stand, Ordnung und Würde hoch, mithin auch den Adel; füge mich in das alles, nach dem Muster meines Herrn, mit größter Demuth; aber wenns auf das Intresse meines Prinzipals ankommt, nun — da kenn' ich keinen Adel mehr; da seh ich nichts, als den Wurm, der sich vor dem Thron meines Königs krümmt, und da ists mir gerad eins, ob ich dem Goldkäfer oder dem Mistkäfer die Wahrheit sage. Gott sey Dank, daß ich Wurm ebenfalls den Weg weiß und ihn gegangen bin! Wenn die Zeit der Verwandlung kommt, nun da wirds anders aussehen!

Löschbrand und seine Frau schauten vor sich nieder, und warteten, was es weiter geben würde.

Nun will ich meine Kommission ausrichten, fuhr Stellmann fort. Sie sind beyde adlich, das behaupten Sie, und weder ich, noch jemand von den Meinigen, sucht es Ihnen streitig zu machen. Warum? Gott hat uns nicht zu Richtern über Sie gesetzt. Ist das nicht wahr?

„Ja,

„Ja, Herr Pfarrer!"

Wohl! Warum machen wir es Ihnen aber nicht streitig? Nicht allein darum, daß wir Ihre Richter nicht sind, sondern auch deswegen, wir haben nicht den mindesten Nutzen oder Schaden davon, obs wahr oder falsch ist. Nun will ichs umkehren: Sie müssen mir gestehen, Sie sind in eben dem Fall gegen meine Kinder. Mein Schwiegersohn nennt sich Herr von Morgenthau; hat er Ihnen unter diesem Titel Eintrag gethan?

„Nein, Herr Pfarrer!"

Und meine ehliche Tochter, ein Kind ehrlicher Eltern, hat nie behauptet, einen andern Adel zu haben, als sie durch ihre Heyrath erhält. Hat sie dadurch Ihre Ehre, Gut und Blut gekränkt?

„Nein, eben so wenig!"

Oder haben sie Ihnen nicht beyde Wohlthaten erwiesen? Sind Sie ihnen nicht Ihr ganzes Glück schuldig? Es ist warlich eine Schande, jemanden genossene Wohlthaten vorzurücken; aber jemanden zur Selbsterkenntniß zu führen, darf mans. Sie kommen indessen

her

her als Freunde, essen vom Brodte des Wohlthäters, und trinken von seinem Wein — auf meines Schwiegersohns Adel sticheln Sie, und doch behauptet er seinen Adel gegen Sie nicht. Sie mögen ihn für einen Bürger halten, er wird dazu schweigen, und eben so meine Tochter. Nun, wer sind Sie? Ein Edelmann; ja — aber zugleich ein Neider, ein Spötter — ein Undankbarer — mithin ein Edelmann für diese Welt; aber, wenn sie bleiben, wie Sie sind, ein Sklave der Hölle für jene Welt. Hab ich nun Recht oder Unrecht?

Sie schwiegen beyde.

Nun traten Morgenthau und seine Gemahlin ins Zimmer. Ersterer grif Löschbrand, letztere aber seine Liebste an die Hand und sagten: Sie haben uns erst beleidigt, hernach wir auch Sie; jetzt laßt uns das alles vergessen! Wir wollen zusammen herunter auf den Saal gehen, und freundschaftlich ein Glas Wein trinken.

Löschbrand antwortete: Dünkt Sie das eine geringe Beleidigung zu seyn, einen freyen Edelmann in Arrest zu nehmen?

Die

Die Beleidigung ist groß, versetzte Morgenthau; aber darum bitte ich auch um Vergebung.

Sie liessen sich denn doch endlich bewegen; es wurde wieder Freundschaft gestiftet, und darauf zogen die beyden Adlichen ab. Auch bewegte Morgenthau den Herrn von Haberklee durch ein freundschaftliches Schreiben, daß er seine Clara wieder holte; und so wurde diese Sache, wie es schien, wieder beygelegt.

Ein

Ein sehr reicher Kaufmann, Namens Silberstern, welcher eine Frau gleiches Standes, das ist, von gleicher Geldmasse, geheyrathet und einige Kinder gezeugt hatte, war schon seit einigen Jahren willens gewesen, in die Herrschaft Bergthal zu ziehen; allein Morgenthau hatte noch immer Bedenken getragen, ihn anzunehmen; denn er besorgte, daß dergleichen Leute bald Ueppigkeit unter seine Leute bringen, und seinen eigentlichen Plan vereiteln könnten. Doch seit einem Jahre her hatte ihn die Erfahrung gelehrt, daß der Ueberfluß der Landwirthschaft seine Bauern keineswegs glücklich machte, weil es doch viele unentbehrliche Befriedigungsmittel gab, die weder im Bergthal wuchsen, noch von seinen Bauern völlig zubereitet werden konnten. Die Concurrenz der Käufer von allen Seiten her, die er gehoft hatte, fehlte auch; zugleich aber bemerkte er, daß die Glückseligkeit seines Staats in dem Verhältniß wachsen würde, wie Manufakturen und Gewerbe in demselben in Aufnahme kommen würden. Dieses bewog ihn, den Herrn Silber-

ber-

berstern aufzunehmen; besonders da sich dieser Herr, der bis dahin einen Spekulationshandel getrieben, entschloß, eine grosse Manufaktur von leinenen Waaren im Bergthal anzulegen, so daß der Flachs- und Hanfbau einen merklichen Nutzen abwerfen konnte.

Silberstern hatte sich also auf dem Morgenthauer Hügel, auf dem Platze, den ihm Morgenthau anwieß, ein herrliches Haus gebaut, und einen sehr schönen Garten hinter demselben angelegt. Nachdem nun alles fertig, Silberstern eingezogen war und sich völlig eingerichtet hatte; so lud er die ganze Sommersche Familie, den Pfarrer Steilmann von Korndorf, Lilienthal und auch Morgenthau, mit Weibern und Kindern ein, und gab ein prächtiges Mittagsmahl. Nun hatte er aber seines Bruders einzige Tochter, die Adelheid Silberstern hieß, bey sich. Diese war ein vollkommenes Frauenzimmer. Sie hatte einen ausgebildeten Verstand, und wahrhaft grosse Talente. Ob sie nun gleich sehr reich war, und sich schon viele Jünglinge um sie beworben hatten; so war sie doch noch immer unbeweglich geblieben, weil sie auf einen wartete, der Geist genug hatte, auch ihrem Herzen zu gefallen.

Heut

Heut aber war der Tag, an welchem sie den Mann fand, der ganz für sie gemacht zu seyn schien; und dieser war der junge Sommer.

Dieser edle Jüngling hatte noch nicht geliebt; sein Geist war noch immer mit der Religion, mit geistvollen Schriften und mit der Handlung beschäftigt gewesen. In seiner Einsamkeit hatte er noch nie ein Mädchen angetroffen, welches auf ihn gewürkt hatte; aber heut fand er sie, er fand sein andres Ich, und das war Adelheid Silberstern.

Wer sich nur ein wenig in der Welt umgesehen hat, der wird gefunden haben, daß oft zwey Gemüther so schnell auf einander würken, um sich zu vereinigen, daß sie gleich im Augenblick ihres Berührens in einander überfliessen und ganz eins sind. Dieses kommt daher, wenn ein menschlicher Geist einen hohen Schwung nimmt, seine Seelenkräfte verfeinert und erhöht, so findet er sehr selten jemanden, der ihn ganz versteht, der ihm gleich ist; wo aber dieses fehlt, da findet keine wahre Liebe Statt. So bald hingegen ein Paar von solcher Art auf einander stossen, so fliessen sie gleich in einander über; sie sind für einander geschaffen. Dieses war der Fall zwischen Adelheid und Som-

mer. Jedes ahndete schon beym Anblick aus der Physiognomie, glaubte beym ersten Wort, und bald war jedes gewiß. Beyde suchten also Gelegenheit, allein beysammen zu seyn, um sich gegen einander erklären zu können.

Allein die Madam Silberstern merkte bald etwas; dem Frauenzimmer entwischt selten ein Blick oder eine Miene von der Art. Sie war also heute der unzertrennliche Gefehrte der Adelheid, so daß es unmöglich war, allein mit ihr zu reden. Sie suchte den ersten Keim dieser Liebe zu ersticken; denn sie hatte in ihrer Familie einen Jüngling, der gut und brav genug, aber ohne Geist war. Dieser hatte Geld, und sie dürstete recht eifrig darnach, ihres Vettern Geld mit Adelheids Geld zu verheyrathen. Diese aber hatte bis dahin zu dieser Heyrath keine Lust gehabt, und nun graute ihr vollends dafür.

Sommer fand also keine Gelegenheit, allein mit ihr zu reden; doch konnte er in Gegenwart der Gesellschaft so viel ausrichten, daß er ihr seinen Büchervorrath antragen durfte, um sich mit schöner Lektür die Zeit zu vertreiben. Ob nun dieses gleich eine sehr entfernte und überaus allgemeine Beziehung war; so gab es

bey=

beyden doch Beruhigung. Sommer brauchte seinen Schwager Lilienthal dazu, daß er ihr die Bücher überschicken sollte, damit das gerade Uebersenden aus Sommers Hause keinen Verdacht erwecken möchte.

Schon am andern Morgen schickte Sommer ein Buch, welches in einem Papier versiegelt war, an seinen Schwager, mit dem Ersuchen, das Päckchen sofort an Ort und Stelle zu liefern; worauf dieser sogleich einen Knecht damit abschickte. Nun war aber ein Brief dem Buche beygelegt, in welchem Sommer seine wahre Meynung ziemlich deutlich entdeckt hatte. Lilienthals Knecht brachte das Päckchen; es wurde öffentlich Adelheiden überreicht; Tante und Oheim sahen, daß Sie's empfieng; es war versiegelt; sie wurde roth, und Tante sagte nichts weiter, als: Das muß ja wohl ein heimliches Buch seyn, das man versiegelt überschickt. Zu gelegener Zeit las Adelheid den Brief, fand auch Gelegenheit, dem Herrn Sommer wieder zu schreiben. Sie entdeckte ebenfalls ihre Neigung, und nun gerieth Sommer vollends in Feuer. Er gieng zu seinem Schwager Lilienthal und schickte ihn ab, um sich zu erkundigen, ob er nicht zu ihr kom=

kommen dürfte? Der kam wieder, und berichtete, er hätte sie allein getroffen; bey seiner Anrede hätte sie in die Höhe geschaut; sie wäre sehr unruhig gewesen, und hätte ihm gesagt, daß sie den Herrn Sommer zu sprechen wünschte. Nun flog Sommer hin. So wie er ins Haus trat, empfieng man ihn höflich und führte ihn in den Saal, wo die Frau Silberstern und Adelheid sich beysammen befanden. Sommer glaubte nicht schuldig zu seyn, die Tante erst zu gewinnen; denn er dachte, die Jungfer hat ihren Vater noch, und auf den wirds ankommen, nicht aber auf die Tante. Daher machte er der Frau Silberstern eine höfliche Verbeugung und sagte: Sie werden erlauben, Madam, daß ich mit Ihrer Jungfer Baas' ein Wörtchen allein rede! Sie schwieg, machte wieder eine Verbeugung, und gieng hinaus. Nun strömte Sommers empfindsame Seele ganz auf Adelheid hin; diese war aber äusserst unruhig.

„Theureste Jungfer, fieng Sommer an, lieben Sie mich?"

Ja, sagte sie, mit Thränen in den Augen.

„Darf ich das Ihrem Herrn Vater sagen?"

Ja!

Ja! — nur — entfernen Sie sich jetzt.

„Darf ich Sie küssen?"

Sie küßten sich, und indem traten Herr und Frau Silberstern wieder ins Zimmer. Sommer nahm Abschied, eilte nach Hause, schwung sich aufs Pferd und ritte noch heute einige Stunden, um morgen zeitig bey dem Vater seiner Adelheid zu seyn. Dieser Herr empfieng ihn überaus freundlich, sogar daß Herr Sommer binnen einigen Stunden schon gewiß glaubte, sein Ziel erreicht zu haben. Doch auf einmal erschien ein Bote aus dem Bergthal mit einem Briefe; und nun war alles aus. Der Rath Silberstern wurde ernst und fremd, und Sommer erhielt einen ziemlich deutlichen Abschlag, so daß er höchst niedergeschlagen wieder abreisete. Inzwischen hatte auch die Tante Adelheiden bey sich in eine Chaise gepackt, um sie durch einen andern Weg ihrem Vater wieder zu überliefern. Diesem aber war Sommer noch zu nahe, daher versandte er seine Tochter in die Fremde, in eine grosse berühmte Stadt zu seinen Verwandten, wo abermals ein Goldklumpen war, an den sie verheyrathet werden sollte. Sommer zog sich wieder in seine Einsamkeit zurück, und war mis-

mismüthig über die ganze Welt. Während der Zeit, als dieses vorgieng, hatte Morgenthau einen sehr merkwürdigen Zeitpunkt zu erleben.

Herzog Philip von Hochbergen war ein überaus tugendhafter und rechtschaffener Fürst, dem es um das wahre Wohl seiner Unterthanen zu thun war. Er hatte seine Jugendjahre am Englischen Hofe zugebracht, und sich daselbst mit einer sehr reichen Dame von hohen Stande vermählt, auch einen Prinzen mit ihr erzeugt. Diese seine Gemahlin aber gerieth bey ihm in Verdacht des Ehebruchs, so daß er sie mit ihrem Prinzen verstieß, und sich von ihr scheiden ließ. Dieses brachte verschiedene Familien, besonders die Verwandten der Herzogin, gegen ihn auf, so daß er, um sich zu retten, wieder nach Teutschland zurückkehrte, wo er sich wieder vermählte, und einen einzigen Prinzen, nebst einigen Prinzessinnen, erzeugte. Nach dem Tode seines Herrn Vaters trat er die Regierung an, welche er nun dreyssig Jahre ruhmwürdig fortgesetzt hatte. Er war jetzt 65 Jahr alt und schon bey 15 Jahr Wittwer; der Erbprinz Bernhard war bey 30 Jahr alt, schon einige Jahre vermählt, und hatte 2 Prinzen.

Der alte Herzog pflegte wohl zuweilen nach Bergstein zu reisen, wo er ein Jagdschloß hatte, um sich daselbst von seinen Geschäften zu erholen. Dieses hatte er auch vorjetzo gethan; er und Prinz Bernhard, mit einem sehr kleinen Gefolge, waren dahin gegangen. Der Adel umher, unter andern auch der Herr von Haberklee, nebst seinem Schwiegervater, waren auch nach Bergstein gezogen, um dem Herzog ihre Aufwartung zu machen. Morgenthau aber blieb zurück; denn eines Theils wußte er, daß ihm der Adel aufsätzig war, und andern Theils fand er auch an der Jagd gar kein Vergnügen.

Prinz Bernhard hingegen liebte die Jagd mit Leidenschaft; wer mit ihm kunstmässig und meisterhaft davon reden konnte, der hatte schon seine Gnade gewonnen. Dieses merkte sich Löschbrand. Da er nun selber ein Jäger von Profession war; so hielt er sich immer zum Prinzen, und wuste ihn so einzunehmen, daß ihm der Prinz seine größte Gnade zuwarf, auch bey seinem Herrn Vater es bald dahin brachte, daß er an den Hof gezogen, bey dem Forstwesen ansehnlich versorgt und dem Oberforstmeister, welcher ein sehr alter Mann war, adjungirt

wurde; doch bekam er schon den Titel und das halbe Gehalt. Löschbrand war also nun vortreflich versorgt, und der Herr von Haberklee freute sich ausnehmend darüber. Ob nun gleich Morgenthau zurückblieb; so hatte er doch die höchste Gnade des Herzogs, und er war derselben von jeher versichert gewesen. Er correspondirte sogar ingeheim mit ihm, und der Herzog wußte alles wohl, was Morgenthau in seiner Einöde ausgerichtet hatte, ob er gleich an seinem Hofe fast niemals davon redete. Da er nun so nahe bey dem Bergthal war und wußte, wie weit es schon mit der neuen Herrschaft gekommen war; so beschloß er, Morgenthau allein, und nur in Gesellschaft seines Cabinetsministers, des Grafen von Bletri, seines geheimen Sekretärs, nebst ein paar Bedienten und Reitknechten, zu besuchen. Von diesem Besuch wußte Morgenthau nichts; es war aber auch des Herzogs Wille nicht, daß er es wissen sollte, um alle Unruhe zu vermeiden.

An einem Vormittag also, um zehn Uhr, als Morgenthau gerade bey seiner Gemahlin auf ihrem Zimmer, und mit ihr in einem vertraulichen Gespräche begriffen war, trat ein

Be=

Bedienter eiligst herein, welcher ankündigte, daß jetzt ein paar vornehme Herren mit Sternen auf der Brust in dem Hofe abstiegen. Morgenthau ahndete die Wahrheit; daher sagte er zu seiner Gemahlin: Bleib ganz ruhig auf Deinem Zimmer, kleide Dich aber doch ordentlich an; wenn ich Dich abhole, so bist Du bereit; und werd ich Dich nicht abholen, so laß Dich das nicht kümmern. Nun lief er hinab; aber der Herzog begegnete ihm schon auf der Treppe, lächelte, und indem ihm Morgenthau die Hand küssen wollte, so umarmte ihn der Herzog als seinen Freund. Morgenthau wurde darüber so tief in seiner Seele gerührt, daß ihm die Thränen die Wangen herunter liesen, und was er dabey eigentlich empfand und dachte, das wird vielleicht an einem andern Orte besser erklärt werden können. Er führte den Herzog auf einen grossen Saal, welcher gegen Mittag gerichtet war, und aus dessen Fenstern man das Thal auf- und abwärts sehen konnte. Diese Aussicht machte sich der Herzog zu Nutze; mittlerweil gab Morgenthau seinem Hofmeister Befehl, eine Mahlzeit so gut, als möglich war, in der Eil zuzurichten.

So bald als Morgenthau wieder in den Saal trat, sagte der Herzog: Das ist hier alles vortreflich! Rund um sich her haben Sie Ihre Bauern; man siehts von weiten an den grünenden Feldern, daß es jedem wohl ist, und nun klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: Schade! Schade! mein lieber Morgenthau, daß Sie kein Fürstensohn sind! Oder lieber: Schade, daß niemand, als bloß Fürstensöhne Fürsten seyn dürfen! Aber, sagen Sie mir, ist denn die Pfarrerstochter würklich Ihre Ehegattin, oder — Ja, Durchlauchtigster Herzog, antwortete Morgenthau, sie ist meine eheliche Gemahlin, und ihre Eltern hab ich auch bey mir und verpflege sie! Der Herzog wurde äusserst gerührt, und erwiederte: Edler Mann! daß doch nicht jeder so großmüthig handeln darf! — Führen Sie Ihre Gemahlin und Ihre Schwiegereltern her; wir wollen die Verhältnisse dieser Welt vergessen, und als Bürger der zukünftigen eine Mahlzeit zusammen halten und froh seyn. Ihro Durchlaucht zerschmelzen mein Herz, sagte Morgenthau weinend, lief fort und brachte Johannetten zuerst an der Hand. Dieses edle Frauenzimmer fühlte in dem Augenblick, da sie

zum

zum Herzog geführt wurde, eine so erhabene Empfindung der Würde der Menschheit, und des wahren Werths einer tugendhaften Seele, daß sie wenig sich darum bekümmerte, wo sie her war, noch wo sie hingeführet wurde. Sie fühlte sich ein Wurm zu seyn; aber ein Wurm, der in den Augen Gottes theuer und werth geschätzt wurde. Ihr Herz war so erweitert, daß ihr die Welt zu enge zu seyn schien. In dieser Empfindung trat sie muthig in den Saal; sie neigte sich mit wahrer Ehrerbietung, aber nicht schüchtern, wie sklavische Seelen, sondern mit wahrem Anstande, als Morgenthau's Gemahlin, und als die Frau des Hauses. Der Herzog empfand die grosse Seele dieser Person. Er empfand, daß Sie ihn als ihren Landesherrn verehrte und liebte; aber daß sie auch stark genug seyn würde, alles unter die Füsse zu treten, was sich ihrer Ehre nähern möchte. Mit einem Worte: Er fühlte wahre Ehrerbietung in seinem Herzen gegen diese Frau, so daß er ihr ein paar Schritte entgegen gieng, und ihr die Hand bot, welche sie küßte; er aber küßte sie sittsam auf die Wange. Frau von Morgenthau, sagte der Herzog, ich freue mich, an ihrer Person überzeugt zu werden, daß es

auch

auch Predigerstöchter giebt, die werth sind, Landesmütter zu werden! Es soll meine Sorge seyn, Sie unter dem Adel zu erheben; denn Sie verdienen es. Johannette neigte sich tief und antwortete: Ewr. Durchlaucht höchste Gnade und meines Gemahls Liebe ersetzt mir allen Adel, und wenn ich Ewr. Durchlaucht unterthänigst mein Herz eröfnen darf, so wünsch ich nicht, adlich zu werden; denn man ist alsdann der Verachtung des alten Adels mehr ausgesetzt, als vorhin. Doch werd' ich thun, was recht ist, versetzte der Herzog; denn Ihre Kinder müssen darunter nicht leiden, daß ihre Mutter kein Fräulein gewesen. Hierauf sagte er zu Morgenthau: Nun auch Ihre Schwiegereltern! Sofort gieng er und kündigte diese Gnade den beyden Alten an. Der alte Stellmann wurde darüber so freudig, daß er wie verjüngt aussahe, seine Frau aber fürchtete sich und wäre gern dieses Besuchs überhoben gewesen; Morgenthau aber und ihr Mann sprachen ihr Muth ein. Nachdem sie sich beyde angezogen hatten, so lehnte sich der alte Pfarrer seinem edlen Schwiegersohn auf die Schulter, denn der wollte es so haben; die Frau Pfarrerin aber trat hinten nach, und so wanderten sie fort.

fort. Bey dem Eintrit in den Saal stand der Herzog am Tisch, und sprach mit dem Herrn von Bletri. Als der Greis hinein trat, gieng ihm der Herzog entgegen und bot ihm die Hand, welche der Pfarrer küßte, darauf sein Käppchen abnahm und anfieng:

„Das ist das erstemal, Durchlauchtigster Herzog, daß ich das unschätzbare Glück geniesse, Ewr. Durchlaucht die Hand zu küssen, und nun mag mich mein Herr abfordern, wenn er will, nachdem ich seinen Gesalbten in der Nähe gesehen und gesprochen habe."

Es freut mich, antwortete der Herzog, einen so würdigen alten Diener Gottes zu sehn, der mir gewiß Leben und Wohlfahrt hat erbeten helfen.

Dem Alten drangen hiebey die Thränen in seine vertrocknete Augen, und er versetzte:

„Ja, ich habe warm gebetet, daß Gott Ew. Durchlaucht zu einem Salomo machen wolle, und das hat er vollkommen erhöret. Jetzt füge ich noch hinzu, daß er Höchstdieselben bis ins spätste Alter eine höchstgesegnete Regierung führen lassen wolle!"

Ich danke Ihnen, erwiederte der Herzog; sein heiliger Wille geschehe! Setzen Sie sich,

Vater

Vater Steilmann! Er setzte sich in einem Sessel, und sein schwarzes Mützchen setzte er ebenfalls auf. Nun wurde auch die Frau Pfarrerin auf die gnädigste Art zum Handkuß gelassen. Der Herzog und Morgenthau sprachen darauf von allerhand wichtigen Sachen, und öfters war es beyden, als wenn sie nahe an einer Gardine ständen, hinter welcher ein grosses Geheimniß auf Entwickelung wartete; aber jeder kehrte da wieder zurück, und so blieb das Geheimniß versiegelt.

Nach der Mahlzeit bereitete sich der Herzog, wieder nach Bergstein zurück zu reisen. Er nahm von Morgenthau, seiner Gemahlin und den beyden Alten auf die gnädigste Art Abschied. Indem er aber die Treppe herunter stieg, und in Begleitung des Herrn von Bletri und Morgenthau's an die Thüre kam, überfiel ihn ein kalter Schauer, mit einer Beängstigung und mit Zittern begleitet, so daß man ihn wieder zurück führen und zu Bette bringen mußte, wo ihn ein so heftiger Frost überfiel, daß man ihn nicht erwärmen konnte. Morgenthau schickte sofort Herrn Wiesenthal nach Bergstein ab, um dem Prinzen und dem Hofe von diesem Vorfall Nachricht zu geben; daher

kam

kam der Prinz mit dem ganzen Gefolge noch in dieser Nacht nach Morgenthau hin. Gleich bey dem ersten Besuch, den der Leibarzt bey dem hohen Kranken ablegte, erklärte er die Krankheit für gefährlich, und daß er sie schwerlich überstehen würde. Ob man nun gleich dem Herzog diese Gefahr verhehlen wollte; so merkte er doch bald an allen Gesichtern, daß es nicht recht wäre. Er ließ deshalb sofort den Leibarzt kommen, und fragte ihn auf sein Gewissen, was er von seiner Krankheit hielte? Der Arzt entdeckte es aufrichtig und verhehlte nichts. Laufe ich denn auch Gefahr, fragte der Herzog, den Gebrauch der Vernunft zu verlieren? Ja! sagte der Doktor; Ihro Durchlaucht haben ein hitziges Fieber, es kann leicht dazu kommen; wir wollens aber so sehr zu verhindern suchen, als nur möglich ist. Nun ließ er den Prinzen zu sich kommen, mit welchem er, nebst dem Herrn von Bletri, ein paar Stunden allein war. Darauf kündigte er der ganzen Welt den Abschied an, forderte den Herrn von Morgenthau und seine Gemahlin zu sich und sagte: Nun, Kinder, bin ich nicht Herzog mehr; jetzt nur Euer Freund und Mitknecht! Leistet mir nun Gesellschaft, bis ich

zum

zum Herrn aller Herren übergegangen bin! Könnte der alte Vater Steilmann nicht oft bey mir seyn? Er soll mir das Nachtmahl geben, mit mir beten und mich zum Sterben bereiten. Morgenthau fragte den Alten. Ja, sagte er, damit will ich denn auch meinen Lauf schliessen; nach Vater Philip mag ich nicht mehr leben. Er kam also von seinem einsamen Zimmer herab, ließ sich einen Lehnsessel, auf dem man auch ruhen und schlafen konnte, in dem Krankenzimmer, dem Bette gegen über, stellen; dieser Stul hatte Räder unter den Stollen, so daß man ihn ans Bette schieben und wieder zurückbringen konnte.

Sobald Steilmann den kranken Herzog sahe, fieng er an: Jetzt, gnädigster Herr! muß ich zu allererst fragen, haben Sie Hofnung, selig zu werden?

„O ja!"

Worauf gründen Sie diese Hofnung?

„Ich habe bey dem Antrit meiner Regierung mit Gott einen Bund gemacht, und mich ihm mit Leib und Seel zum Eigenthum übergeben. So viel nun in meinem Vermögen war, bin ich ihm treu geblieben. Wenn ich dennoch aber vor dem Gerichte Gottes erscheinen

nen sollte, so kann ich dem ungeachtet nicht bestehen; denn all mein Gutes gehört Gott, und alles Böse ist mein. Deshalb hab ich mich von jeher zum Erlöser der Menschen gehalten; ich bin so viel in ihm geblieben, als mir möglich war, und er auch in mir. Wegen meiner schweren Jugendsünden hab ich längst Vergebung erhalten, und also erwarte ich jetzt mit Freuden den Zeitpunkt meiner Auflösung."

Das ist wahrhaftig ein fürstliches Zeugniß, versetzte Steilmann. Wir haben also weiter nichts zu thun, als nur Beharrung bis ans Ende, und um Geduld im Kampfe zu beten. Dieses bekräftigte der Herzog und begehrte nun das heilige Abendmahl, welches ihm denn auch Steilmann reichte.

Die Krankheit des theuren Fürsten währte so abwechselnd einige Tage fort. Steilmann kam gar nicht vom Zimmer; der Prinz war auch die mehreste Zeit zugegen, und Morgenthau gleichfalls. Den sechsten Tag aber merkte man zusehends eine Verschlimmerung der Umstände. Der Kranke merkte es selber; aber bey dem allen blieb seine Heiterkeit, sowohl des Verstandes als des Gemüths, vollkommen. Endlich am siebenten Tage, gegen den Abend,

als es zu dämmern begann, fieng der Kranke an: Jetzt fühl ich den Tod kommen! Der Odem wird mir schwer, Hände und Füsse eiskalt; im Augenblick helft mir aus dem Bette! Er wurde also von zween Bedienten herausgehoben.

„Nun will ich sterben, wie's einem Fürsten geziemt; laßt mich auf die Knie!"

Man wollte ihm ein Küssen unterlegen; aber er sagte eifrig: Kein Küssen! Mein Erlöser ruhte auf keinem Küssen, als er starb; unterstützt mich nur, daß ich nicht umfalle! Dieses geschahe, und keiner von den Anwesenden konnte vor innigster Bewegung des Herzens mehr stehen; alle knieten. Der alte Steilmann war unter allen der erste; aber er redete kein Wort. Nun fieng der Fürst an knieend zu sterben: **Herr, ich komme — verstoß mich nicht — um deiner Liebe willen!** — Dieses waren seine letzten Worte; nun sank ihm das Haupt auf die Brust, und er entschlief! Steilmann betete nun auch feurig zu Gott, und flehte für alle um eine selige Nachfolge.

Nach dem Tode dieses frommen Herzogs machte nun der Prinz Anstalten zur Abreise; jeder-

jedermann aber merkte sehr wohl, daß er kein Freund vom Morgenthauischen Hause war. Die Ursachen dazu waren verschieden. Er und Morgenthau hatten ganz widersprechende Karaktere; auch war er kein Freund der Religion, wie groß auch das Beyspiel war, das er bey dem Tode seines Herrn Vaters gesehen hatte; und endlich feyerte Löschbrand auch nicht, auf alle nur mögliche Weise den Herrn von Morgenthau in den Augen des Prinzen klein und verächtlich zu machen.

Prinz Bernhard war also nun Herzog. Seinen Herrn Vater ließ er fürstlich beerdigen, und darauf wurden die Huldigungstage bestimmt. Morgenthau reiste auch zu gehöriger Zeit hin, und damit er gar keinen Rangstreit erregen möchte, so huldigte er unter dem ganzen Ritterstande zuletzt. Seine Belehnung mit der Herrschaft Bergthal war gar zu fest und bündig vom vorigen Herzog vollzogen, und vom Kayser und Reiche bekräftiget worden; sonst möchte man wohl eine Ursache vom Zaun gebrochen, und ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben.

Das Sterben des Fürsten, und vielleicht auch die Aufopferung aller Kräfte, welche der

ehrwürdige alte Pfarrer Steilmann über all' sein Vermögen während der Krankheit seines geliebten Landesvaters, den er in seinem Tode erst kennen gelernet, angestrengt hatte, machten ihn so hinfällig, daß er nicht mehr aus dem Bette kommen konnte. Seine Augen wurden dunkel und seine Lebensquelle versiegte immer mehr und mehr. Seine alte Gattin merkte das, und begann sich über die Maasse zu kränken, daß sie, wie es schien, länger als ihr Mann leben sollte. Er war seit vierzig Jahren ihr unzertrennlicher Gefehrte gewesen, und es deuchte ihr unmöglich zu seyn, ohne ihn zu leben, so daß sie herzlich Gott anrief, er möchte sie vollenden und zu sich nehmen. Ihr Gebet wurde auch gehört; denn obgleich Steilmann auszehrte, und den Tod langsam immer näher kommen sahe, so übereilte ihn seine Frau dennoch. Sie bekam die Brustkrankheit, und starb in den Armen ihrer Tochter, und unter dem Gebet und Thränen der Umstehenden, wie eine wahre Christin; denn ob sie gleich weibliche Schwachheiten hatte, so war sie doch eine vortrefliche Frau, die durch Kinderzeugen und gute Erziehung reichlich mit ihrem Pfunde gewuchert hatte, und deshalb als eine getreue

Magd in ihres Herrn Freude übergieng. Der alte Steilmann freute sich zwar, daß sie vor ihm starb; allein seine Natur litte dadurch noch einen harten Stoß, und er eilte daher nun noch mehr zu seiner Vollendung.

Als er nun endlich merkte, daß er in kurzen Tagen in die Ewigkeit übergehen würde; so ließ er seinen Sohn zu sich kommen. Dieser junge Mann, so wie wir ihn aus dieser Geschichte haben kennen lernen, war feurig, hatte Kraft und Willen, sein Amt nach der vollkommensten Forderung, die man an einem treuen und rechtschaffenen Prediger machen konnte, zu verwalten; allein Einsichten und Erfahrung, vielleicht auch Erleuchtung, fehlten ihm noch. Daher hatte er sich nach und nach verleiten lassen, allerhand Aenderungen zu machen. Er predigte nicht mehr so sehr Busse und Glauben an Christum und an das Evangelium, als vielmehr Pflichten des Christen; da doch diese Pflichten und ihre Erfüllung erst aus jenen Quellen fliessen. Die gewöhnlichen Lieder der Kirche waren ihm mit der Zeit zu altfränkisch; er suchte daher immer solche aus, die rein im Ausdruck und fliessender gedichtet waren. Sprüche und Strophen die Kinder von der

Wiege an auswendig lernen zu lassen, schien ihm nicht nützlich zu seyn, weil sie nicht verständen, was sie daher sagten, u. s. w. Alles dieses hatte er aus gewissen neuern Schriften und Journalen so nach und nach eingesogen, und da dergleichen Sätze seinem Verstande sich empfohlen; so war er bald fertig, auch seinen Willen darnach einzurichten. Sein Vater hörte das zuweilen, und so oft der junge Pfarrer zum Besuch zu ihm kam, so mußte er scharfe Lektionen darüber anhören; daher kam er sehr selten nach Morgenthau, und da sein sonst inniggeliebter Schwager, zu allen diesen kleinen Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn nie ein Wort sagte, ihm also weder Recht noch Unrecht gab, da er doch glaubte, das größte Recht zu haben; so wurde er auch gewissermassen gegen den Herrn von Morgenthau kaltsinnig. Bey dieser Gelegenheit aber kam er mit seiner Gattin, und just traf es auch zu, daß die alten Gebrüder Sommer zusammen hinkamen, um ihren Freund und Mitvater zu besuchen. Der Pfarrer Klein zu Morgenthau wurde auch eingeladen; er war noch ein junger Mann, sonst aber von sehr guten Eigenschaften. Lilienthal endlich und seine Sybille

kamen

kamen auch hin, und so war die Gesellschaft, bis auf den jungen Sommer, der für jetzo der Welt ganz abgestorben lebte, vollständig.

Als nun der alte Steilmann hörte, wer all' da war, so ließ er dem Herrn von Morgenthau sagen, er möchte alle Freunde auf sein Zimmer führen; denn er habe noch ein und anders vor seinem Abschiede zu sagen, und er wünschte, daß es ein jeder hören möchte. Morgenthau erfüllte dieses Begehren; er, seine Gemahlin und alle Freunde verfügten sich nach des alten Steilmanns Zimmer, um zu hören, was er vortragen würde. Er lag in seinem Schlafrock auf einem Feldbettchen, und nachdem sich ein jeder niedergelassen hatte, und alles still und feyerlich, auch die Fenstervorhänge zugezogen waren; so richtete sich der ehrwürdige Alte in seinem Bette auf und setzte sich.

Freunde! fieng er an, Du, mein Sohn, und Sie, Herr Bruder Klein, Euch beyden besonders, hab ich etwas zu sagen, das mir auf der Seele liegt und mich schwer drückt. Und hat je der Geist des Herrn durch mich mit Kraft geredet; so wünsch ich, daß er mich jetzt bewürken wolle. Ich habe diesen ganzen Mor-

gen ernstlich gebetet, daß es geschehen und viele Früchte bringen möge!

Ich habe oft so bey mir selbst den Gang der Kirche Gottes im neuen Testamente, nach Anleitung der Kirchengeschichte, überdacht; habe so zu sagen ein Jahrzehend nach dem andern durchgegangen, und gefunden, daß sie noch niemals in einer so sonderbaren Verfassung gewesen, als sie jetzt bald seyn wird; der Anschein dazu ist da und vor der Thür. Das Leben Christi, seine Lehre, Wunder, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, war so bekannt, so unwidersprechlich, der Zeugen waren so viel über alle diese Sachen, daß es jedem Anhänger von ihm lächerlich gewesen seyn würde, wenn jemand nähere Beweise, als ihr Wort, ihr Evangelium, von ihnen gefordert hätte. Ein ganzes Volk wuste es, und seine Feinde dachten gar nicht dran, durch eine öffentliche Schrift die Sache zu widerlegen. Auch da sie zu einer Staatssache ward, als viele Tausende Christen wurden, welche alle den jüdischen Gottesdienst nicht mehr als die Ursache der Seligkeit ansahen, da brauchte man wohl alle Mittel, die neue Religion zu verdrängen; aber niemand wagte es, die ganze Geschichte Christi,

seine

seine Auferstehung und Himmelfahrt, in einem öffentlichen Edikt zu widerlegen, zu sagen, es sey alles Betrug und nicht wahr.

Josephus, der grosse und würdige letzte Zeuge von der Geschichte seiner Nation, war kein Christ. Wenn er nur vermuthet, gezweifelt hätte, die Sache der Christen sey auf Unwahrheit gegründet, so würde er es gewiß gesagt haben; aber er geht mit Stillschweigen darüber her, und wenn die berühmte Stelle von Christo sein ist, so sieht man daraus, daß er gern ganz von ihm geschwiegen, wenn er nicht befürchtet hätte, sein ganzes Werk möchte dadurch bey der Nachwelt einen Stoß bekommen, indem er einer so wichtigen Sache gar nicht gedacht hätte.

Die Apostel erzählten überall, wo sie hinkamen, die Geschichte des Herrn, lehrten alle Völker seine heilsamen Gebote und tauften sie. Sie waren sinnliche Zeugen sowohl der Geschichte, als der Gebote des Herrn. Sie hatten alles gehört und gesehen, und darauf den heiligen Geist der Erleuchtung und der Kraft empfangen, um alles, was sie gehört und gesehen hatten, jedem Volke und jedem einzelnen Menschen auf seine Umstände anzupassen. Auch

sie bekräftigten, dem sinnlichen Pöbel zur Ueberzeugung, ihre Lehre durch übernatürliche Kräfte und Wunder, und so wurde die Kirche ausgebreitet, wie ein Garten des Herrn. Immer bis daher war der größte Haufe mitten unter der Christenheit Heydenthum; aber die wahre Kirche blieb immerfort, und der Herr und sein Geist waltet noch immer in derselben.

Endlich in unserm Jahrhundert fieng der Geist der Untersuchung an, in allen Künsten und Wissenschaften würksam zu werden. Man reformirte die Philosophie, und zeigte die wahren Mittel, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen; man läuterte die Kräfte des Verstandes und gab ihnen ihre gehörige Richtung, und nun verdunkelten viele Irlichter, die bisher geleuchtet hatten; der Aberglaube wurde gestürzt. So wie nun jeder philosophische Geist sich zur unumstößlichen Regel machte, nichts unerwiesenes für wahr zu halten; so wurde überall die logische Vernunft, nach Anleitung der Erfahrung, der einzige Weg zur Wahrheit. Man fieng also auch an, auf diesem Wege zur Erkenntniß Gottes zu steigen. Da war nun kein anderer Wegweiser, als die sichtbare Welt; diese aber geht nach ewigen mathematischen Gesetzen,

setzen, so weit es die Vernunft enthüllen kann, ihren Gang; alles scheint nach einem vorherbestimmten Plan gemodelt zu seyn, dessen Gang weder durch Gebet, noch durch Reue, noch durch sonst etwas, abgeändert werden kann. Wenn ich mich so ausdrücken darf, man entdeckte da gleichsam einen Grundriß von der Gottheit, wie sie allenfalls seyn könnte, wenn eine Welt, wie die unsrige ist, durch sie hervorgebracht werden sollte. Nun, diese höchstschädliche Idee, dieses greuliche Götzenbild einer verstümmelten Gottheit, setzt sich bey jedem Gelehrten, auch bey dem bestgesinnten fest; er hälts für einen mathematischen Begrif von Gott, der ganz vollkommen bewiesen ist. Nun haben wir aber eine Anzahl göttlicher Dokumente. Von Anbeginn der Welt her, waren geheime Freunde Gottes, die in seinem Lichte die Wahrheit in ihrer hellen Einfalt erkannten. Sie beschrieben treu und einfältig die Geschichte der Kirche Gottes, zeigten die Regierungsform Gottes an, beschrieben sie deutlich, wodurch und wie er die Menschen leitet; mit einem Worte, sie verfaßten eine Geschichte der Menschheit in Rücksicht ihres Verhältnisses auf Gott, als Vater und als Richter der Menschen,

schen, betrachtet. Endlich kam noch die Geschichte Christi und seiner Apostel hinzu, und so war dieses Archiv der göttlichen Thaten vollständig. In dieser, von jeher dafür erkannten, Offenbarung Gottes an die Menschen, kommt nun Gott immer als der allervollkommenste, als ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Mensch oder menschlicher König vor, der nicht so sehr nach einem von Ewigkeit her bestimmten unveränderlichen Plan würkt, sondern einen Befehl, einen Richterspruch ausspricht, und auch nach den Umständen wieder ändert, oder gar aufhebt, der väterlich und aufs zärtlichste liebt, der aber auch fürchterlich zürnt, der bey seinem hohen göttlichen Schwur verspricht, das Gebet des Gerechten zu erhören, wenn es ernstlich und nützlich ist, wozu also ein jeder Mensch freyen Zutrit hat, in aller Noth sich an ihn wenden und Hülfe von ihm erwarten kann, wenn er seinem Willen nachlebt, und der fürchterlich straft, wenn jemand wider ihn sündigt, und der endlich Leben, Unsterblichkeit und unermeßliche Glückseligkeit denen verspricht, die auf ihn trauen und seine Gebote halten; hingegen ewige Verdammniß seinen Verächtern droht. Dieses ist wahrer Bibelbegrif von Gott; allein dieser

hat

hat sehr viel widersprechendes mit dem metaphysischen Ideal von der Gottheit. Da man sich aber nun überzeugt hat, der letztere sey mathematisch wahr und erwiesen; so folgt natürlich, der Bibelbegrif muß entweder nicht so zu verstehen seyn, wie ihn der gesunde Menschenverstand nach dem Buchstab begreift, oder die Bibel muß gar miteinander das nicht seyn, wofür man sie ausgiebt. Beyde Meinungen haben zwo grosse Sekten hervorgebracht, die Deistische und die neue Theologische. Die ersten sagen der Bibel gute Nacht, und mit ihr der Religion; die andern aber machen sich erst einen metaphysischen Vernunftplan, und das ist nun die Richtschnur ihrer Bibelerklärung. Da geht nun leider der Kern der Wahrheit verloren, und die Vernunft wird Bibelrichterin. Da kommen nun feine Dogmatiken, nach dem schönen Sprachstyl von der Vernunft schön modifizirt, zum Vorschein. Man behauptet ja kein Wörtchen mehr, als die Vernunft fassen kann, und die Lieder werden so hübsche moralische Oden und Arien, ohne apostolische Kraft und Salbung.

Hier seufzte der alte Pfarrer tief, und schwieg eine Weile; seine Brust war beklemmt

für

für Bekümmerniß, und nun fuhr er fort: O Freunde! ich schwöre Euch hier vor dem Allgegenwärtigen, daß meine Rede wahr ist. Ich, der ich mit allen vollkommen gesunden Seelenkräften am Thor der Ewigkeit stehe, von dieser Stelle die Welt überschaue, nicht phantasire, ich ahnde Dinge, wofür einem jeden Rechtschaffenen die Ohren gellen würden, wenn er sie so ahndete, wie ich. Noch ist der Gang der Religion allgemein, die schädlichen Männer sind nur einzelne Gelehrten. Es giebt noch Helden, die im Verborgenen für die Religion kämpfen; aber laßt die Jahre verfliessen, laßt dieses Jahrhundert zu Ende gehen, so lange die Zweifler und Freygeister noch Männer sind, die die Moral lieben, so lange sie noch einzelne Sokraten sind, so lange gehts noch an; aber laßt nur einmal den Gedanken anfangen, allgemein zu werden, es sey mit der christlichen Religion nichts, der Mensch brauche nur den Gott der Natur anzubeten, die Bibel sey das nicht, wofür man sie ausgiebt; o ihr Könige und ihr Fürsten! nun zittert auf euren Thronen! der Pöbel kennt weder Moral, noch Metaphysik, er erfüllt nun seine Leidenschaft, wo er kann, nur daß die Obrigkeit den Thäter nicht

ent=

entdecke. Der Sohn, die Tochter, werden ihre alte Eltern still aus dem Wege räumen; kein Mord, keine Rache, kein Neid, nichts ist mehr umzäunt, nur wenns die Obrigkeit nicht strafen kann. Weiber und Töchter zu beschlafen, so unzüchtig zu seyn, als nur möglich ist, heimlich des Nächsten Gut an sich zu ziehen, öffentlich zu morden und zu rauben, alles ist nun erlaubt, wenns nur ungestraft geschehen kann. Alle Völker hatten ihre Religionen, ihre Götter, ihre festen Begriffe von Belohnungen und Strafen; aber nehmt den Christen ihre Religion, so sind sie zur Abgötterey zu klug, und zu allem, was greulich ist, wegen des hohen Grads ihres Luxus, am allergeschicktesten. Aber werden denn nicht die Theologen für den Riß treten, und die Kirche und Religion schützen? Ach leider, nein! Die Alten entschlafen und werden weggeraft vor dem Unglück, die Jungen studiren die Philosophie, hören die Lehrer, welche die Vernunft, so wie sie durch die Philosophie ihre Richtung genommen hat, neben die Bibel und gar über sie stellen. Nach und nach werden daraus Generalbegriffe; man wird sich über die neue Gestalt der Theologie freuen, man wird mit der schönen Sittenlehre,

mit

mit den seichten Erklärungen der Bibellehre von der Erlösung durch Christum, mit dem Begrif von der Busse, vom Glauben, von der Wiedergeburt, daß es alles am Ende weiter nichts ist, als ein guter Wille, ein guter Mensch zu werden, oder zu glauben, daß Jesus der Befreyer vom Irthum zur Wahrheit ist, aus der maassen wohl zufrieden seyn; man wird sogar glauben, man nähere sich mit Riesenschritten der versprochenen glückseligen Zeit der allgemeinen Aufklärung, gerade da man sich dem gänzlichen Untergange der Religion nähert; denn im Anfang wird Christus noch wahrer Gott seyn, nur daß er durch seinen Tod Gott versöhnt habe, das gefällt der Vernunft gar nicht; also, das muß anders erklärt werden, es muß doch Verstand in der Sache seyn. Noch ein grösserer Kopf beweist, daß es weder der Vernunft angemessen, noch eine natürliche Folge aus den Sprüchen der Bibel sey, daß Christus gerade gleich ewiger Gott mit dem Vater seyn müsse; es sey ja gerade ein Widerspruch, Gott und Mensch in einer Person zu seyn, und nun ist also Christus eine Creatur, mithin endlich, und also gegen den Unendlichen doch eben wohl nichts zu rechnen. Noch denkt man

man sich den Erlöser als das allervortreflichste Geschöpf; aber nach und nach untersuchen andere die Sache noch näher. Das find ich doch eben nicht, sagt der grosse Kopf, daß wir nöthig hätten, Christum durch ein Wunderwerk über die Gränzen der Menschheit hin zu setzen! Gnug, er war ein grosser vortreflicher Mann, hatte einen grossen Verstand, und war unsträflich in seinem Leben; mit einem Worte: Er war werth, das Haupt, der Stifter der Religion zu seyn. Ja, aber seine Wunder! Nun, man weiß ja wohl, was das Volk so im Enthusiasmus sagen kann, was brauchts da Wunderwerke; gnug, die Religion Christi ist gut. Sehen Sie! dahin führt der Weg, den die Vernunft jetzt in der Theologie eingeführt hat. Und wo sind wir dann, wenn wir einmal da sind? — Gerade da, wo die Sekten aller Philosophen endlich hingekommen sind. Die Grundstütze der christlichen Religion, das unzweifelbare Wort Gottes, die Lehre von Jesu Christo überhaupt ist hin, und noch einmal sage ich, weil auch kein Aberglauben mehr dem Laster im Weg steht; so ist gewiß der traurige Schlußtermin der Europäischen Christenheit zu Ende. Gott aber wird wohl wissen,

seine Ernte zu halten. Um seine Kirche ists mir nicht bange; aber um so viele Menschen, die durch den Strom fortgerissen werden. Und nun, Ihr beyden Männer! Die hohe Vorsehung hat Euch zu Lehrern der Menschen bestimmt, sehet doch nur ein, wie schädlich alle Neuerungen und sogenannte Verbesserungen in Religionssachen sind. Gott wählte ja die orientalische Bildersprache, um sich dadurch zu offenbaren. Warum wollen wir klüger seyn und die Sprache paraphrasiren? Salbungsvolle Eindrücke und rührende Empfindungen bringen die Bilder mit sich. Gott hat sie von jeher mit Segen begleitet, und so auch die Lieder, welche in dieser Sprache von unsern Vorfahren gedichtet worden. Wählt nur solche Lieder, die nichts ungereimtes haben, und im übrigen benehmt dem ehrlichen gemeinen Mann die alten heilsamen Erinnerungen und Gefühle nicht, die er allemal von Jugend auf bey dem Singen auch einfältiger Lieder empfand. Wie süß sind nicht oft Reimgebetlein und Sprüche dem Erwachsenen in der Hitze der Trübsal, wenn er sich ihrer aus den sorgenlosen Zeiten seiner Jugend erinnert, und mit Zuversicht mit denselben vor dem Herrn tritt. Doch das alles,

Freunde!

Freunde! würkt wohl sehr wenig auf die Gelehrten dieser Welt. Ich weiß es; aber ich wollte zu guter letzt noch einmal mein Zeugniß ablegen, und das ist nun geschehen. Jetzt lege ich meinen Hirtenstab völlig nieder; ich habe mein Predigen vollendet.

Der junge Steilmann weinte, bat seinen Vater um Vergebung, wo er ihn jemals beleidiget hätte, und versprach seinem Amte mit aller Treue, mit Gebet und Wachsamkeit vorzustehen. Weil nun der alte Pfarrer sehr abgemattet war, so giengen alle Freunde von ihm, und liessen ihn in Ruhe.

Morgenthau hielte sich bey allen diesen Reden seines Schwiegervaters ganz verschlossen; die beyden Pfarrer aber waren voll davon und wünschten sehr, von ihm, als einem Staatsmann und Christen, seine Gedanken darüber zu vernehmen. Besonders drang sein Schwager Steilmann sehr in ihn, um sein Urtheil über die moralische Predigten zu hören. Allein alle Mühe war vergebens; er antwortete nur: Ein jeder, der einen Weg selber gegangen ist, wird wissen, welche Mittel die würksamsten waren, einmal, um ihn zum ge-

hen zu bewegen, und dann, um ihn glücklich an Ort und Stelle zu bringen.

Die Herren Sommer lächelten bey dieser lakonischen Antwort, und Leonhard sagte: Man predige lange einem Lahmen von glücklicher Reise, man heile ihn, eh er gehn kann! Steilmann sprach mit einigem Unwillen: Christus hat doch auch Moral gepredigt, und eben so auch seine Apostel. Ja, Herr Bruder! antwortete Morgenthau, das hat er; aber er hat auch die Mittel angewiesen, wie sie gehalten werden können, durch Glauben an ihn, durch Liebe zu ihm, und durch das Bleiben in ihm, das lehre man einmal die Zuhörer, so wird sich die Moral selber finden. Steilmann schwieg; ob er aber durch das alles überzeugt worden ist, das wird sich zu seiner Zeit finden.

Einige Tage darauf starb der alte Steilmann ganz ruhig. Er redete nichts mehr vor seinem Ende, und so wie er begehrte, begrub man ihn nach Korndorf, neben seiner Gattin, auf dem allgemeinen Kirchhof, mitten unter seinen Zuhörern.

Das Absterben der beyden alten ehrwürdigen Eltern hatte zwar Morgenthau's Haus, desgleichen auch den Pfarrer Steilmann und seine Liebste, in eine Trauer versetzt, die um so viel herzlicher war, je mehr sie alle an den lieben Alten verloren hatten; allein diese Betrübniß verlor sich von Tag zu Tag, und der Wohlstand, welcher überhaupt schleunig in der Herrschaft Bergthal zunahm, seitdem Herr Silberstern einige Leinen- und Baumwollen- oder sogenannte Siamoisen-Manufaktur dort angelegt hatte, vertrieb bald alle traurige Wolken. Alles fieng an zu leben und zu weben, und dieses machte dem braven Herrn von Morgenthau, der doch eigentlich der Schöpfer von dem allen war, wahre Seelenfreude. Er wandelte fast täglich, so viel es seine Geschäfte erlaubten, umher, besuchte hier und dort seine Bauern, und wenn er aufwärts gieng, so sprach er bey Lilienthal zu; gieng er aber abwärts, so aß er oft bey dem ehrlichen Ulli Schwabach ein Schüsselchen süsse Milch und genoß dabey den Frieden, den so viele Nutzstiftungen zum Besten

der Menschheit unausbleiblich mit sich führen. Ueberall fand er dann noch Anlaß, guten Rath zu geben, und nützliche Anstalten zu verfügen.

Bey solcher Gelegenheit traf es auch einmal zu, daß er gerade am Mittag, und zwar an einem schönen Tage im September, in Lilienthals Hause ankam. Nun war man schon dergleichen Ueberraschung von ihm gewohnt; daher machte man wenig Umstände. Man führte ihn in ein einsames Kabinetchen, welches Lilienthal bloß für ihn zurecht gemacht hatte; Pöll aber wurde in der Wohnstube mit Speis und Trank versorgt. Diesen getreuen Jüngling pflegte der Herr von Morgenthau gemeiniglich mitzunehmen, theils, weil er an seinen aufgeweckten und vernünftigen Reden Vergnügen fand, theils auch, um ihn zu allerhand Kommissionen, die er ihm aufzutragen hatte, zu gebrauchen. Das Zimmer, auf welchem Morgenthau sich befand, sahe gegen Mittag hin, und indem ihm Sybille etwas zu essen bereitete, stand er am Fenster und schaute in das einsame Thälchen gegen Südosten. Da schien es ihm so vertraulich auszusehn, daß er Lust bekam, oben am Ende der Wiesen, an einem dunklen Gebüsche, eine Einsiedley für

sich

sich aufzurichten, und daselbst zuweilen ein paar Tage in der Einsamkeit von seinen Geschäften auszuruhen.

Unter diesen Gedanken speiste er, und nach Tisch ersuchte er Lilienthal, ein wenig mit ihm das Thal hinauf spatzieren zu gehen. Pöll wurde von diesem Spatziergang ausgeschlossen; er blieb also bey ein paar Jünglingen, welche bey Lilienthal die Erziehungswissenschaft erlernten, um Schulmeister werden zu können. Lilienthal verstand sich sehr gern dazu, seinen Herrn und Freund zu begleiten; sie giengen also um zwey Uhr fort, und wandelten das Thal hinauf. Morgenthau war ein grosser Freund von wilden und furchtbaren Aussichten, und da sich hier ein grosses und sehr hohes Gebirge erhob, so wünschte er einmal zwischen den Felsen und Hügeln die jähen Thäler hinauf zu steigen, um sich ein wenig umsehen zu können; Lilienthal war wohl damit zufrieden. Oben am Ende des Thälchens war ein erhabener steiler und waldigter Hügel. Auf beyden Seiten desselben rauschten Bächlein unter den Gebüschen herunter, und man sahe so recht in das vertrauliche, ein melancholisches Gefühl erweckende Dunkel des Waldes hinein. Hier richtete Mor-

genthau sein Augenmerk hin, und gieng schleunig den Hügel hinauf; sein Begleiter folgte ihm muthig nach. Auf der Spitze dieses Hügels war die Grenze von der Herrschaft Bergthal, und so weit gieng auch eigentlich Lilienthals Landgut, was er nemlich davon urbar machen konnte; was aber Waldung bleiben muste, das gehörte zum Forstregal, und also dem Herrn von Morgenthau.

Hier senkte sich der Hügel ostwärts allmählig nieder, und ein grüner Rasengang, der von lauter Waldbuchen überwölbt und dunkel war, führte den Hügel hinunter. Morgenthau und sein Begleiter wandelten herab, und hier kamen sie an einen Bach, welcher nordostwärts ein Thal herab kam. Längs diesem Bach führte ein Fußpfad das Thal hinauf; sie folgten diesem Steig, und kamen nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde auf eine Höhe, wo sie einen weitläuftigen ganz ebenen grünen Platz antrafen, der rund umher mit alten Eichen umkränzt war. Hier gefiel es Morgenthau so wohl, daß er etlichemal auf- und abwandelte. Indem er so umher gieng und mit Lilienthal sprach, bemerkte er ostwärts das eilfertige Laufen einer Frauensperson, gleich als

wenn

wenn es um ihr Leben zu thun gewesen wäre. Sie sahe aber unsre Spatzierende nicht; ihr Lauf war den Wald hinauf gerichtet. Alsbald sah er auch zween Jäger hinter ihr her laufen, und er bemerkte, daß sie die Frauensperson bald einholen würden. Freund! fieng Morgenthau an, wir müssen sehen, was es dort giebt, ich besorge da etwas übels. Lilienthal lief schon und Morgenthau lief mit. Indem hörten sie die Frauensperson erbärmlich schreyen; dieses verdoppelte ihre Schritte, und in kurzem kamen sie in ein dunkles Gebüsche, wo sie die Jäger im Begrif fanden, eine junge etwa 22jährige Weibsperson zu nothzüchtigen. So behutsam sonst Morgenthau auch war, so verlor er doch hier alle Geduld. Die beyden Kerls vermutheten hier an diesem einsamen Orte keinen solchen Ueberfall; sie bemerkten daher nichts, und indem sie sich nur mit ihrem teuflischen Vorhaben beschäftigten, fühlten sie sich schon beyde ziemlich hartnäckig und unfreundlich an den Haarzöpfen gefaßt, und Rohrstabschläge auf ihre Buckel regnen, ehe sie sich einmal umsehen konnten, woher dieser Sturm entstände. Das Mädchen fand sich also erlöst. Sie sprang auf, fiel aber auch alsofort wieder nieder auf die

Knie, und dankte Gott mit lauten Thränen für seine herrliche Hülfe. Indessen als Morgenthau glaubte, die beyden Ehrenräuber wären nun hinlänglich gezüchtiget, so ließ er sie laufen. Nun, sagte Lilienthal lachend, hab ich doch in meinem Leben noch niemanden geprügelt, und ich hätte auch nicht geglaubt, daß man so viel Vergnügen dabey haben könnte, als ich jetzt empfunden. Morgenthau lächelte; aber nun zog das Mädchen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Auf den Knieen rückte sie näher und küßte jedem ihrer Erretter die Füsse. Morgenthau hob sie auf und fragte sie: Wo sie her wäre, und wie sie dahin käme? Zitternd antwortete sie: Ach, kommen Sie mit mir! Mein Vater wohnt nur ein Viertelstündchen von hier; bringen Sie mich doch zu ihm, ich kann nicht allein nach Hause gehen! Dieses war Pflicht für unsre beyden Menschenfreunde; sie begleiteten sie hin, und während der Zeit merkten sie, daß die Jungfer noch immer heimlich betete; zugleich aber nahmen sie auch wahr, daß diese Person sich vor andern Bauerdirnen auszeichnete. Sie war schön, zart, besser gekleidet und schien auch wohl erzogen zu seyn. Nach einem kleinem Viertelstündchen kamen sie

über

über eine Anhöhe hinüber. Sie fanden da eine Landstrasse, und auf beyden Seiten längs derselben ein Dörfchen von etwa 20 Häusern liegen, welches schöne Felder und Gärten, und unterhalb demselben, das Thal hinunter, anmuthige Wiesen hatte. Hier führte sie ihre Begleiterin in ein hübsches Haus, welches mitten in einem Baumhof einsam stand. Dieses war eine mittelmässige Bauerwohnung, mit gehöriger Stallung und Garten, nebst vielen Obstbäumen umgeben; alles sahe aber so blühend und wohlgeordnet aus, daß sowol Morgenthau als Lilienthal Vergnügen fanden, dahinein zu gehen. Das Mädchen flog in die Stube, fiel ihrem Vater um den Hals, und fieng laut an zu weinen. Der Vater sahe sie starr an, und schaute mit aufgesperrtem Munde bald die Fremden, bald seine Tochter an. So bald er nun die Geschichte ausgehört hatte, bückte er sich recht zierlich gegen die beyden Herren, so als wenn er dessen von jeher gewohnt gewesen wäre, nahm seine Kappe ab und setzte ein paar Stüle. Der Alte war ein herrlicher schöner Greis von 4 bis 65 Jahren, aber seine Farbe war noch lebhaft und seine Miene heiterlächelnd. Die Gefahr, worin seine

seine Tochter gewesen war, hatte ihn so ausser sich selbst gebracht, daß er fast nicht reden konnte; doch die Dankbarkeit, welche er den beyden Herren schuldig war, löste ihm die Zunge, so daß er mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit, und mit recht wohlgesetzten Worten, alles das hervorströmen ließ, was ihm sein dankbares Gefühl eingab. Morgenthau konnte sich nicht enthalten zu fragen, was seine Tochter im Walde gemacht hätte? Ach! sagte der Alte, indem er den Kopf schüttelte, ich bin selber Schuld an dem Unglück; doch es ist ja kein Unglück, der himmlische Vater hats ja noch verhütet. Dahinten im Walde ist ein Brunnen, der so vortrefliches Wasser hat, und da pflegt mir meine Fanny wohl zu holen. Fanny! komm herein! Wer waren die Spitzbuben? Sie antwortete: Ich kenne sie nicht; sie kamen am Brunnen zu mir, sie sprachen erst freundlich mit mir und fragten, wo ich her wäre, und da griffen sie mich an; doch ich entriß mich ihnen und entlief, aber sie holten mich ein, und da hab ich den Krug zerbrochen. Macht nichts, sagte der Vater; Gott sey Dank, daß das der ganze Schaden ist!

Lillenthal bemerkte indessen, daß Morgenthau diesen alten Mann mit forschendem Auge ansahe, und eine tiefe Verwunderung und Erstaunen zu verbergen suchte. Fanny, sagte Morgenthau, heißt Eure Tochter so? Ja, sagte er; da wundern Sie sich über? Sie ist mir in England geboren; meine Frau ist eine Engländerin. Mary, komm herein! Nun kam auch seine Frau; sie war auch etwas besser gekleidet, als andere Bauerweiber, und ihr Umgang schien so, als wenn sie vornehmer Leute von jeher gewohnt gewesen. Morgenthau und Lillenthal wunderten sich aus der maassen über diese Leute. Erster fragte den Bauer: Kennt Ihr mich, mein Freund?

„Diesen Herrn da kenne ich; er war einmal Schulmeister da drunten nicht weit von hier; aber Sie hab ich nicht die Ehre zu kennen, denn ich komme nirgends hin; doch schwebts mir so dunkel vor, als wenn ich Sie mehr gesehen hätte."

Ich bin äusserst begierig, Eure Geschichte zu wissen.

„Ja, die wollt ich Euch gern erzählen, wenn ich wüste, daß ich dürfte." (Er kratzte sich am Kopf.)

Ihr

Ihr dürft sie erzählen; ich bin Morgenthau und stehe Euch für alles.

Nun bückte sich der Bauer sehr tief, und wurde voller Ehrfurcht. Sind Ihro Gnaden der vortrefliche Herr im Bergthal? Gott! Mary und Fanny! seht da, welch Glück! Nun, gnädiger Herr, erlauben Sie mir doch, daß ich Ihro Gnaden die Hand küssen darf! Mary und Fanny, ihr auch! Morgenthau erlaubte das und sagte: Nun, mein Freund, erzählt Eure Geschichte!

Sehr gern, sagte der Bauer. Er setzte sich; Mary und Fanny aber giengen wieder hinaus. Nun fieng er an:

Ich bin hier aus diesem Dörfchen gebürtig. Hier in diesem Hause wohnte mein seliger Vater; ich hab es neu aufgebaut und reparirt; es war sehr verfallen. Ich war in meiner Jugend ein flinker Bursch und munter. Nun trug es sich einmal zu, daß der Hochselige Herzog Heinrich zu Bergstein war und hier herum jagte. Die Bauern wurden aufgeboten, und ich muste aus unserm Hause mitgehen. Da geschah es, daß Prinz Philip, der letztverstorbene Herzog, der mit mir gleich alt war, ein Schwein fangen wollte; ich weiß es noch so gut, als wenn

es heut geschehen wäre. Ich stand nicht weit von ihm; er stellte sich neben einem Baum und hielt ihm den Spieß vor. Das Schwein kam und gieng auf ihn an, aber der Fang fehlte und das Eisen schlug aus. Ha, dacht ich, da ists Zeit! Ich lief hinzu und grif den Spieß. Das Schwein tanzte weidlich auf dem Prinzen herum; ich hielte den Spieß vor, und es gerieth mir so gut, daß mir das Schwein in den Spieß gieng, und ich es also glücklich erlegte. Indessen gabs Lermen; alles kam herzu, der alte Herzog auch, gerade da mir das Schwein am Spieß zappelte. Der Prinz hatte sonderlich keine Noth gelitten; das gab denn eine Freude, da denk ich mein Lebtag dran. Nun, alle standen um uns her; der Herzog schenkte mir fünfhundert Gulden, die gab ich meinem Vater. Der Prinz aber wollte mich in seinem Dienst haben; ich ließ mich auch nicht lange bitten, und nahm den Dienst an. Ich war erst so bey den Pferden; da ich mich aber gut schickte, so nahm er mich von den Pferden, und brauchte mich als einen Livreebedienten zu allerhand Geschäften.

Als ich nun ein paar Jahre bey ihm gewesen war, so nahm der Prinz seine Reise nach

England

England vor, und ich muste mitreisen; unser Bedienten waren nicht sehr viel. Wie's da nun in England all gegangen hat, das wäre zu weitläuftig zu erzählen. Gnug, die Königin hatte eine junge Herzogin bey sich; diese gewann unser Prinz lieb und sie ihn auch. Die Heyrath kam zu Stande und der Prinz bekam sie. Nun erlaubte Herzog **Heinrich** dem Prinzen, noch einige Jahre in **England** zu bleiben; er miethete sich also einen Pallast in **London**, und wir hatten da so unser Wesen.

Vielleicht hatte der Prinz seine Gemahlin zu lieb, ich weiß es nicht; allein es zeigte sich so nach und nach, daß er ihr nicht traute, ob sie ihm treu wäre, und doch war sie eine sehr fromme christliche Dame. Aber es giengen immer Geistliche bey ihr ab und zu, und da hieß es, daß sie mit einem unter ihnen zuhielte. Es hat sich aber nachher gewiesen, daß es nicht wahr war. Indessen, der Teufel ruhte nicht.

Anderthalb Jahre nach der Heyrath bekam unsere Prinzessin einen Prinzen. So groß auch überall die Freude darüber war, so schien sich doch Prinz **Philip** nicht sehr darüber zu freuen; doch blieb noch alles in guter Ordnung. Zu der Zeit fand ich Gefallen an einer Küchenmagd

unserer

unserer Prinzessin, und sie auch an mir. Wir hielten um Erlaubniß an, uns zu heyrathen, und die bekamen wir; ich blieb dabey in meinem Dienst und meine Mary auch. Nun schien sich alles nach und nach zu ändern. Der Prinz gewann seine Gemahlin lieb, und so lebten wir noch ein paar Jahre allzusammen vergnügt fort; aber leider desto härter fiel endlich der Schlag auf unsere arme Prinzessin! Der Prinz mochte wohl heimlich noch immer mißtrauisch seyn, und da fand endlich der Teufel Gelegenheit, sein Meisterstück zu machen.

Ein vornehmer englischer Herr, Lord E. . . hatte von jeher die Prinzessin geliebt, sie ihn aber nicht; denn er war ein gottloser Mann, so wie ich von allen Menschen hörte. Der konnte nun nicht vertragen, daß es dem Prinzen so wohl gieng, und er hatte gemerkt, daß er eifersüchtig auf seine Gemahlin war. Da war nun der Teufel loß, und er suchte nichts anders, als die beyden unglücklich zu machen. Dazu brauchte er einen Menschen, der eben so schlimm war, als er selber. Diesen unterrichtete er in allen Stücken, wie er sich verhalten sollte. Er war ein ansehnlicher geschickter Mensch, und es wurde so angekartet, daß er bey unserer Prin-

zessin Kammerdiener wurde. Der Geistliche, welcher unsere Herzogin immer besuchte, war ein berufener frommer Mann. Nun hatte der Prinz vielleicht ein Mißtrauen von Anfang in ihn gehabt; aber doch war er zu klug dazu, sich etwas merken zu lassen, theils, um das Gerücht zu vermeiden, als wenn er eifersüchtig sey, theils auch, um seine Gemahlin nicht zu betrüben, die er noch immer zärtlich liebte, theils auch darum, weil er, aller Klugheit ungeachtet, noch keine Spur von etwas unrichtigem gemerkt hatte. Eduard, der Kammerdiener, der von seinem Lord E. . . wohl unterrichtet war, wie er sich zu verhalten habe, paßte heimlich immer auf Gelegenheit, seinen Zweck auszuführen. Er brachte dem Prinzen immer mehr und mehr Verdacht bey, und suchte sich dessen innigstes Vertrauen zu erwerben, und das gelang ihm auch. Endlich als er glaubte, seine Teufeley ausführen zu können, kam er des Abends spät zum Prinzen auf sein Zimmer und raunte ihm ins Ohr, daß jetzt der Geistliche bey seiner Gemahlin sey, und daß er leider vermuthete, ihn diesen Abend sichtbar überzeugen zu können; er möchte deswegen nicht zu Bette gehen.

Die

Die Prinzessin hatte indessen ihre gottseligen Gespräche mit dem frommen Mann, und dachte an nichts arges. Nun war sie gewohnt, demselben, ehe er nach Hause gieng, ein Glas Burgunder geben zu lassen, und da sie selber zuweilen davon trank, so pflegte sie ein Gläschen mit ihm zu trinken; das wußte der Saudieb, und daher bediente er sich des Mittels, sie unglücklich zu machen. Als daher ihm die Herzogin befähl, ein Glas Wein zu geben; so hatte er im Winkel auf einem Credenztischgen den Wein und die Gläser stehen. Er goß etwas Schlafmachendes in die Gläser, und nun den Wein darauf, und brachte ihn. Beyde tranken den Unglückstrank; der Geistliche trank noch ein paar Gläser darauf, die Herzogin aber keins mehr. Nun nahm der Geistliche Urlaub; damit er aber nicht zu weit laufen möchte, so hielt ihn Eduard noch im Vorzimmer auf, mit dem Vorgeben, er habe etwas sehr wichtiges mit ihm zu sprechen. Die Herzogin wurde indessen schläfrig und forderte ihre Kammerjungfern, aber die hatte Eduard nebst allen Bedienten auch entfernt, und indem er der Herzogin versprach, sie zu suchen, auch würklich weggieng, überraschte sie der Schlaf, daß sie

auf einem Lehnsessel einschlief; der Geistliche entschlief auch im Vorzimmer ganz fest. Da er nun sich nicht getraute, den Geistlichen allein zu Bette zu bringen, so rief er einen Kameraden. Diesem machte er weiß, der Geistliche habe sich so stark betrunken, und damit es nicht auskomme, so möchte er ihm helfen, denselben auf ein Bette zu bringen. Der that das willig; Eduard aber kartete es so, daß der arme Mann neben der Herzogin Schlafkammer auf der Kammerjungfer Bette zu liegen kam. Sie hatten ihm seine Kleider nicht ausgezogen, sondern ihn so hingelegt. Nun ließ der gottlose Mensch den einen wieder gehen, gieng darauf hin, und fand die Herzogin im tiefen Schlafe. Diese war ihm nun nicht zu schwer, besonders da sie eine mittelmässige und nicht sehr dicke Person, er aber ein schwerer starker Engländer war. Er trug sie bey dem Geistlichen und brachte sie beyde in eine Positur, die verdächtig genug war. Um den Prinzen rasend zu machen, ließ er sie eine Zeitlang liegen, damit ein allzufester Schlaf bey dem Ueberfall seinen Anschlag nicht verrathen möchte; indessen gieng er zuweilen nach dem Prinzen, und hielte ihn auf und erzählte ihm, wie sich die beyden so

stark

stark im Burgunder berauschten. Endlich, des Nachts gegen zwey Uhr, deuchte es ihm Zeit zu seyn. Der Prinz gieng mit ihm; sie schlichen aufs Zimmer, und da fand er nun die beyden verdächtig genug beysammen liegen. Wer unsern Hochseligen Herzog Philip gekannt hat, der weiß, daß er sich nie den Zorn zur Uebereilung verleiten ließ. Er ließ durch Eduard seine Bedienten zusammen berufen, damit sie die Sache bezeugen könnten, im Fall es Noth thun würde, und darauf retirirte er sich, und ließ beyde so beysammen; Eduard entfernte sich auch. Des Morgens früh erwacht die Herzogin zuerst. Nun kann man sich leicht vorstellen, wie beyden zu Muthe war, als sie sich in diesen Umständen fanden. Sie besannen sich, erschracken, zitterten, waren unschuldig, und wusten nicht, wie oder wann? Ob nun die Kammerjungfer, welche auf dem Bette zu schlafen pflegte, dahin gekommen, das bin ich nicht gewahr geworden; genug, es entstand eine Konfusion, die nicht zu beschreiben war. Eduard erstaunte so gut, wie alle andere. Die Herzogin hatte ihn gefragt, ob er nicht wüste, wie sie dahin gekommen wären? aber er that so unschuldig, und schien dabey so be-

bekümmert zu seyn, wie ihre andere Bedienten. Der arme Geistliche wuste sich nicht zu rathen noch zu helfen. Er wollte zum Prinzen gehen, sich entschuldigen, um Gnade bitten; allein er kam nicht vor, er wurde in Arrest genommen und weggeführt. Der Prinz aber hatte einen Brief an seine Gemahlin geschrieben, ihr ihre Untreue bitter zu Gemüthe geführt, und ihr anbefohlen, ihm nie wieder vors Gesicht zu kommen. Und da er nunmehro von ihrem verdächtigen Umgange mit dem Geistlichen fest überzeugt zu seyn glaubte; so traute er ihr auch nicht zu, daß der junge Prinz von ihm wäre. Er befahl ihr also, denselben mitzunehmen; denn er erkennte ihn für sein Kind nicht. Die Prinzeßin sahe wohl ein, daß es ihr an allen Mitteln fehlte, sich zu entschuldigen; sie überließ also Gott die Sache, und reiste denselben Tag mit ihrem Prinzen und Bedienten fort auf ihre Güter. Meine Frau zog mit ihr und ich suchte um meinen Abschied an, um bey meiner Frau bleiben zu können. Den erhielt ich, und so zog ich nach einigen Wochen auch zu ihr; Eduard aber bekam Dienste bey seinem Lord, und blieb also in London. Der Herzog hatte nun auch keine Freude mehr in England,

und

und zog in kurzer Zeit nach Teutschland, in seine Länder.

Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Der Geistliche wurde bald hernach auf freyen Fuß gestellt; doch wurde ihm seine Bedienung abgenommen. Er lebte also ruhig und stille im Verborgenen, so wie auch die Herzogin, welche ihren Prinzen durch gottselige und geschickte Leute erziehen, und ihn in allem Nöthigen und Nützlichen unterrichten ließ. Sie that mir und meiner Frau ein Gut ein, wovon wir ihr eine erträgliche Pacht geben musten, und da hab ich nun zwanzig Jahre lang gewohnt, und den englischen Ackerbau aus dem Grunde gelernt.

Es wird nichts so klein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne, das ist ein Sprüchwort, und ein wahr Wort! So giengs auch hier; Eduard war viel zu gottlos dazu, um nicht an den Galgen zu kommen. Was er all' begangen hat, weiß ich nicht mehr; aber es kam heraus, und er bekannte vor seinem Ende die ganze Geschichte. Dieses wurde der Herzogin kund gethan; sie ließ sich die Aussage des Eduards förmlich durch ein gültiges Instrument aufsetzen, und es wurde ihr gerathen, dieses zu ihrer Rechtfertigung an den Herzog Philipp

abzuschicken. Allein sie war zu fromm dazu, um es zu thun; denn der Herzog war nun schon lange wieder vermählt und an der Regierung. Sie wollte ihm also die unsägliche Schmerzen ersparen, die ihm diese Nachricht würde verursacht haben, ohne die Sache nunmehro ändern zu können.

Der Geistliche war in seiner Jugend ein sehr wilder Mensch gewesen; er hatte sich aber von Herzen bekehrt, und war hernach ein heiliger Mann geworden. Dieser Mann starb nicht gar lange nach der Zeit, als Eduard hingerichtet wurde. Er hatte vor seinem Ende einem getreuen Freund aufgetragen, daß er ihn nach seinem Tode durch ein paar geschickte Aerzte besichtigen und ein Instrument über seine körperliche Beschaffenheit aufsetzen lassen möchte, um es der Herzogin zu ihrer vollkommenen Rechtfertigung zuzuschicken. Dieses geschahe auch, und so wurde sie ganz vollkommen in den Stand gesetzt, ihre Unschuld zu beweisen.

Diese vortrefliche Frau lebte so ganz in der Stille fort, und der Prinz wuchs heran, so daß er nunmehro bald in Kriegsdienste gehen sollte. Alles wurde dazu bereit gemacht; allein es kam ein grosser Schlag über ihn. Seine

Mutter

Mutter starb an einer Brustkrankheit, und er begab sich darauf auf Reisen, und ich bekam auch Lust, nach meinem Vaterlande zurück zu reisen. Fanny war noch ein kleines Mädchen. Ich packte alle meine Sachen zusammen, machte zu Gelde, was ich konnte, und zog hieher. Meine Eltern waren todt, meine Schwestern verheyrathet und dieses Gut verpachtet. Ich zog darauf und lebe noch, so lang als Gott will.

„Wie heißt Ihr? fragte Morgenthau.“

Dieterich Hollstein, sagte der Alte.

„Habt Ihr keine Kinder mehr, als diese Tochter?“

Nein, gnädiger Herr!

Nun dankten unsre beyde Spatzirende dem alten Bauer für seine Erzählung, und wanderten wieder nach Hause.

So edel nun auch Morgenthau auf diesem für ihn so fatalen Spatziergange gehandelt, und die Ehre eines braven Mädchens gerettet hatte; so zog er sich doch dadurch eine Trübsal zu, die so bald nicht ihre Endschaft erreichte. Die beyden Jägerknechte waren Bedienten des Oberförsters zu Bergstein. Sie merkten leicht, daß wenn ihre Sache auskommen sollte, ihre Strafe nicht geringe seyn würde. Sie erdach-

ten also einen Fund, wie das Bauermädchen am Laubscharren gewesen wäre, und sie es hätten pfänden wollen, worüber es ihnen aber entlaufen wäre, und daß sie gerade darüber, als sie es gegriffen hätten, von Morgenthau und seinem Gefährten wären mishandelt worden. Der Oberförster berichtete diesen Vorfall an den Oberjägermeister, den Herrn von Löschbrand, welchem es eben recht war, auf solche Weise, wenigstens dem Scheine nach, eine gerechte Ursache an Morgenthau zu bekommen. Er brachte dem Herzog die Sache so schief vor, als möglich war, und es wurde nicht nur ein scharfer Verweis an Morgenthau eingeschickt, sondern man forderte auch 500 Rthlr., welche den beyden Jägerburschen zuerkannt wurden. Morgenthau schrieb an den Herzog, stellte ihm die Sache im rechten Lichte vor, bezahlte darauf die 500 Rthlr., und duldete im übrigen dis Unrecht ganz großmüthig. Dieses verdroß Löschbranden über die Maaßen; er hätte gern gesehen, daß sich Morgenthau recht dagegen gesetzt hätte, damit er mehr Gelegenheit bekommen möchte, sich an ihm zu reiben. Dieses war aber nun nicht thunlich, er muste sich also bis auf nächste Gelegenheit zufrieden geben.

Die

Die ganze mittägige Seite des Bergthals war ein steiler Wald voll grosser und gewuchsiger Bäume. Groß und klein Wildpret fand sich darinnen genug; denn da die Gegenden umher oft von den Bergsteiner Jägern durchstreift wurden, so nahmen die wilden Thiere ihre Zuflucht da'in. Morgenthau aber war kein Liebhaber der Jagd; daher gab er seinen Bauern Erlaubniß, zuweilen die Waldung zu durchstreifen, um das Wild zu verjagen, wenn es an den Feldfrüchten Schaden anrichtete. Bey dieser Gelegenheit pflegte dann wohl Pöll ein und ander Stück zu schiessen; denn er liebte die Jagd aus der maassen. Nun trug es sich einmal zu, daß er auf einer Anhöhe stand und dem vorbeystreifenden Wilde aufpaßte. Sein Schwager Caspar stand oben auf der Gränze ebenfalls mit einer Flinte und that desgleichen. Die Bergthaler Bauern trieben von unten herauf, und bey dieser Gelegenheit dachten die beyden Brüder einige Stück zu schiessen. Indem kam ein Hirsch die Seite herauf, Pöll vorbey. Er schoß nach ihm und verfehlte ihn. Nach einer kleinen Weile hörte er oben einen Schuß fallen; er eilte hin, um zu sehen, ob ihn sein Schwager vielleicht erlegt hätte, und fand ihn

ihn neben dem sterbenden Hirsch stehen und sich freuen. Indem sie so da standen und überlegten, so traten zween Jäger mit aufgezogenen Hahnen aus dem Gebüsche hervor, schalten sie Wilddiebe und drohten, wofern sie nur mucksten, so wären sie des Todes; befahlen ihnen auch zugleich, vor ihnen hin nach Bergstein zu wandern. Die beyden sahen die Gefahr und erkannten wohl, daß hier kein anderer Rath sey. Sie wanderten also höchst betrübt fort und liessen sich ihr Gewehr abnehmen; glaubten aber, ihr Herr würde ihnen gewiß helfen, weil sie auf eigenem Grund und Boden geblieben waren. Sie wurden also nach Bergstein geführt und in ein schlimmes Gefängniß gesteckt.

Die Bauern hatten auch den Schuß gehört, und als sie im Streifen endlich auf die Höhe kamen; so fanden sie den Hirsch da liegen, jedoch niemanden dabey. Sie dachten aber nicht anders, als daß die Schützen etwa noch ein und ander Stück verfolgt haben möchten, und daher giengen sie nach Hause. Pöll und Caspar kamen aber den Abend nicht nach Hause. Morgenthau wunderte sich darüber, und ward unruhig; Trine hingegen, Caspars Frau,

ge=

gerieth in die äusserste Angst. Als sich aber auch des andern Tages niemand fand; so schickte Morgenthau aus und ließ sie suchen. Da hörten nun die Ausgeschickten, daß man sie nach Bergstein geführet hätte. Sie kamen also wieder und hinterbrachten, was sie gehöret hatten. Caspars Frau wollte darüber vergehen; Morgenthau aber ließ sie trösten, und ihr sagen, sie sollte sich nicht bekümmern, er wollte sorgen, daß ihr Mann wieder loskäme. Er that auch würklich sein Bestes; denn er schickte nicht nur sofort nach Bergstein, um seine beyden Unterthanen wieder zu fordern, sondern er schrieb auch an den Herzog; erhielt aber eine Antwort aus der Conferenz, die ihm Grauen machte. Man würde, hieß es, diese Wilddiebe einmal exemplarisch abstrafen, auch wohl Mittel zu finden wissen, seinen Eingriffen und Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Morgenthau sahe also wohl, daß er Leiden ohne Zahl würde durchzustreiten haben; er beruhigte sich aber, und beschloß zu dulden, so lang er konnte; daran dachte er aber wohl nicht, daß man die Sache so weit treiben würde, als man würklich that.

Die beyden Gefangenen sassen sehr übel, denn sie waren schwer geschlossen, und bekamen nichts als Wasser und Brod; doch den einzigen Trost hatten sie dabey, daß sie beysammen waren. Caspar war äusserst verzagt, denn er glaubte nicht anders, als daß er würde sterben müssen. Pöll aber dachte daran nicht; aber in der Schubkarre in Bergstein herumzuziehen, das fürchtete er; doch hoften beyde noch immer, ihr Herr würde ihnen heraus helfen. Der Thurn, auf welchem sie sich befanden, stand einsam in der Mauer. Er war rund und in gothischer Bauart gebaut, und hatte gegen Abend ein viereckigtes Loch, durch welches die Sonne in diesen melancholischen Behälter schien. Sie waren kaum drey Wochen Gefangene gewesen, als Pöll einmal gegen Abend so ganz ungewöhnlich traurig wurde. Er schaute mit nassen Augen auf den viereckigten lichten Platz hin, den der Sonnenschein durch das Mauerloch dort schief an der Mauer machte. Schwager! fieng er an, man sollte nicht meinen, daß das die nemliche Sonne sey, die im Bergthal scheint! Da scheint sie so freudig, so fröhlich, und hier so traurig. Ach! sagte Caspar mit einem Seufzer, wie mag es

mit

mit meiner Frau und Kindern stehen! Möcht' ich sie doch noch einmal wiedersehen! Pöll versetzte: Ich habe noch immer gehoft, wir sollten mit dem Leben davon kommen; aber jetzt zweifle ich daran. Ich habs so überdacht. Der Herzog liebt sein Wild mehr als seine Bauern, und ich habe letzthin gehört, daß es bey Lebensstrafe verboten sey, einen Hirsch zu schiessen. Ja, erwiederte Caspar, wir haben ihm ja keinen Hirsch geschossen! Pöll antwortete: Meinst Du denn, der Höllenbrand von Oberjägermeister lasse die Wahrheit vor den Herzog kommen? Da denke nicht dran! dem wird's seine Seelenlust seyn, wenn er unsern Herrn so recht drücken kann, und unser Herr ist nicht stark genug, sich gegen den Herzog zu setzen. Ach! versetzte Caspar, ist denn kein Recht mehr in der Welt? Ja! erwiederte Pöll; aber bey dem Kayser es jetzt zu suchen, ist eben so gut, als wenn man einem hungerigen Bettler im May sagen wollte: Habe Geduld; im Herbst, wenn ich geerndtet habe, dann sollst du Brod haben. So vertrieben die beyden guten Leute diese Abendstunden. Endlich als es stark dämmerte, und nunmehro Nacht werden wollte, trat ein Prediger in ihren

Be-

Behälter. Sie erschracken beyde, daß sie fast ohnmächtig wurden; der Geistliche aber tröstete sie, so gut er konnte. Er war so, wie alle Welt, in seinem Herzen überzeugt, daß sie unschuldig waren; aber alle Hülfe und Vorspruch war vergebens. Nach und nach suchte er ihnen beyzubringen, daß sie morgen ihr Todesurtheil zu gewarten hätten. Caspar gerieth dadurch in eine vollkommene Ohnmacht; Pöll aber knirschte mit den Zähnen, stand auf, schüttelte seine schwere Ketten und sagte: Herr Pfarrer! wissen Sie, daß ich nun getrost sterbe! Ich habe mich drein gegeben; ich sterbe als ein Opfer für meinen theuern Herrn, und nur diese Bitte hab ich an Sie: Schreiben Sie an ihn und melden Sie ihm, daß ihn sein getreuer Pöll bis in den Tod geliebt habe, und daß er nur meiner armen Schwester — Nun, das brauch' ich ihm nicht zu sagen, das thut er doch! Jetzt bereiten Sie mich zum Tode; ich will nun der Welt vergessen; jetzt freut's mich unendlich, daß ich Gott immer geliebt habe; Christus wird mich selig machen. Der Pfarrer blieb die ganze Nacht bey ihnen. Caspar war immerfort betäubt und sah aus wie ein Todter; aber Pöll war ganz munter. Des andern

Tages

Tages wurden sie für den Schöppenstuhl geführt, um das unerhörte und höchstseltsame Todesurtheil anzuhören, daß sie sollten gehangen werden. Nachdem das furchtbare Ding aus dem Munde des Richters heraus war, sagte Pöll so halblächelnd: Ich habe mich recht verwundert, daß der Herr das so ruhig daher sagen kann, gerade als wenn der Metzger eine Kuh aus dem Stall führt, nun so ganz gelassen eine Pfeife Toback anzündet, und sie vor den Kopf schlägt, indem der andere mit der Nachbarin plaudert, und das Messer auf dem Stahl schleift. Nun dräute er mit dem Finger und sagte nachdenklich: Es wird einmal eine Zeit kommen, wo euer Herzog, Löschbrand und Sie, vor einem andern Richter stehen werden, und dahin appellir' ich. Nun wurden sie losgeschlossen und weggeführt.

Die paar Tage, welche nun noch übrig waren, brachten die Gefangenen so zu, wie es solche Umstände mit sich bringen; Pöll war ziemlich munter, Caspar aber sehr niedergeschlagen. Morgenthau hatte indessen ein wachsames Auge auf alles, was zu Bergstein vorgieng. Trinen, Caspars Frau, tröstete er aufs beste, und gieng oft allein zu ihr, und

sprach ihr zu; sie wollte ihren Mann besuchen, aber Morgenthau erlaubte es ihr nicht.

Nun brach der Gerichtstag an. Ein Lieutenant, welcher mit funfzig Mann in Bergstein lag, war bestimmt, mit seinen Soldaten einen Kreis zu schliessen, und jedermann bedauerte die armen Leute, welche gehangen werden sollten; denn ein solches Verfahren war im Herzogthum Hochbergen etwas unerhörtes. Gegen neun Uhr wurden die Gefangenen ausgeführet, alle Glocken wurden geläutet, und zween Geistliche begleiteten die armen Sünder nach dem Gerichtsplatz, wo sich eine unglaubliche Menge Menschen versammlet hatte. Nachdem nun die Gefangenen in den Kreis getreten waren, nahte sich der Henker und die Geistlichen fiengen an zu beten. Auf einmal brach aus dem Wäldchen in der Nähe ein Trupp Reuter hervor, welche in einem Galop angesprengt kamen. Voran ritte Morgenthau, wie ein heldenmüthiger General, neben ihm waren seine Erzbauern, Lilienthal und Ulli Schwabach; denn so wenig diesem letzteren seine Religion erlaubte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so machte er doch hier eine Ausnahme. Er saß auf seinem Ackerpferde, wie

seine

seine Nachbaren; er hatte ein langes braunes Camisol an, einen rund um abgekrempten Hut auf dem Kopf, und einen schönen langen Bart; seine wohlpolirte Flinte hieng ihm auf der Schulter, welche er nun mit der Hand ergrif und sie vorwärts lenkte. So wie Morgenthau daher kam, theilte sich alles Volk von einander, und der ganze Trupp folgte ihm nach vollends in den Kreis; denn auch die Soldaten machten Platz. Der Lieutenant, welcher das Kommando hatte, mochte diesen Umstand gar nicht vermuthet haben; weil er aber fürchtete, er möchte sich eine schwere Rechenschaft zuziehen, wenn er die Gefangenen ausfolgen liesse; so kommandirte er seine Soldaten, auf Morgenthau und seine Leute Feuer zu geben. Morgenthau aber sprengte vor ihn, hielt die Pistol auf ihn und befahl ihm, augenblicklich seine Leute das Gewehr strecken zu lassen; Schwabach und Lilienthal thaten mit aufgezogenen Hahnen ein Gleiches, und während der Zeit führten die Bergthaler Bauern die Gefangenen fort. Morgenthau hatte seinen Leuten den Plan vorher aufgegeben, nach welchem sie handeln sollten. Ob nun der Lieutenant und seine Leute würklich

feige Memmen waren, oder ob sie heimlich an dem ungerechten Gericht einen Abscheu hatten, oder wie die Sache bewandt war; gnug, sie liessen Morgenthau ruhig abziehen. Ich meines Orts glaube, daß ein Schrecken von Gott über diese Leute gekommen war, wegen der bösen Sache, die sie vorhatten.

Pöll und Caspar aber waren nicht in den Umständen, daß sie gehen konnten; Ulli Schwabach wollte den Pöll niemand anders in seiner Gewalt lassen. Du sollst auf mein Pferd sitzen, rief er, und ich wills bey dem Zaum führen! Du Märtyrer Gottes und unseres Herrn, wart! Dir soll's wohl gehen! so rief er über Wegs oft gegen ihn aus. In diesem Aufzug kam man endlich nach Morgenthau hin. Sobald Pöll in den Hof kam, legte er sich der Länge nach auf die Erde nieder. Die Frau von Morgenthau und alles Gesinde kam und stand um ihn her, er kroch längs die Reihe, küßte jedem die Füsse und weinte laut; Morgenthau aber trat herzu, hub ihn auf und sagte mit nassen Augen: Du hast einen harten Stand gehabt, guter Pöll! aber dafür sollst Du auch nun Glückseligkeit geniessen, dessen bin ich Dir Bürge. Johannette hätte ihn

gern

gern geküßt, wenn es sich geschickt hätte; doch streichelte sie ihm die Wangen und weinte.

Nun schickte Morgenthau Boten nach Korndorf an seinen Schwager Steilmann, und ersuchte ihn, mit seiner Frau eilends überzukommen; desgleichen ließ er auch die Herren Gebrüder Sommer zu sich bitten, nebst ihrem Sohn, und zugleich die Landwirthsschafts-Kommission zusammen kommen. Zu dem Herrn von Haberklee sandte er gleichfalls einen Boten; denn dieser war jetzt auf dem Gute, welches sein Schwiegervater vor kurzer Zeit noch bewohnt hatte, und grämte sich fast zu Tode; denn sein Herzeleid war im Grunde noch grösser, als dasjenige, welches Morgenthau zugestossen war. Ich habe diese Geschichte bis daher verschoben, um mich in der Mitte meiner Erzählung nicht zu unterbrechen.

Sobald der Herr von Löschbrand in des Herzogs Dienste getreten war, und letzterer die Regierung bekommen hatte, machte Löschbrand Anschläge, sich so hoch zu schwingen, als es nur möglich war, und zugleich sich recht in der Gunst des Herzogs zu befestigen, und dieses gelang ihm auch vollkommen. Er studirte die Neigungen dieses Herrn recht aus, und was

er ihm an den Augen ansehen konnte, das that er. Dadurch entstand nun eine Drangsal im Lande, die nicht zu beschreiben war. Die alten Minister machten die besten Vorstellungen, aber umsonst; daher wurden einige vom Hofe entfernt, und die andern entfernten sich selber. Der Herr von Bletri zog auf sein Landgut, und lebte da als Landwirth; er war ein gar herrlicher und vortreflicher Mann, und eben deswegen war er am wenigsten geschickt, am Hofe zu bleiben. Von allen Seiten schrieen die Landleute gen Himmel über den Schaden, den ihnen das überflüssige Wild an ihren Früchten zufügte. Geldpressen, Frohndienste, falsche Urtheile, unüberlegte Edicte, überschwemmten das Land, so daß aus allen Hütten und von jedem Bette Seufzer und Thränen über die Regierung gen Himmel stiegen.

Reymund von Haberklee war ein vernünftiger Mann und sahe gar wohl ein, daß sein Schwiegervater die größte Schuld an all' diesem Unglück hatte; er und seine Gemahlin klagten unter sich darüber von Herzen. Nun trug es sich einmal zu, daß Löschbrand seinen Schwiegersohn und seine Tochter zu sich einlud; sie hatten diesen Besuch lange verzögert, konnten

ten ihn aber doch auf die Länge nicht ganz unterlassen. Sie reisten daher an den Hof; der Herzog sahe Claren und verliebte sich in sie. Löschbrand merkte das nicht nur mit inniger Seelenfreude, sondern der Herzog entdeckte ihm auch diese Neigung. Beyde beschlossen daher, die gute Frau in die Falle zu führen. Löschbrand hielt bey seinem Schwiegersohn an, er möchte doch seine Frau einige Zeit bey der Mutter lassen; denn ihre Seele hieng an dieser ihrer einzigen Tochter. Reymund konnte das nicht abschlagen, wie ungern er es auch that, und eben so wenig hatte Clara Lust, da zu bleiben; aber sie muste sich zufrieden geben. Reymund reiste also sehr schwermüthig wieder fort. Er schrieb alle Woche an seine Gemahlin; bekam aber nie einen Brief; das machte ihn fast rasend. Endlich schrieb ihm sein Schwiegervater ganz kaltblütig, daß seine bisherige Gemahlin in Dienste des Herzogs getreten wäre, und daß er sich fernerhin keine Rechnung mehr auf sie zu machen hätte.

Der Herr von Haberklee wütete über diese abscheuliche Behandlung; aber das half alles nichts. Endlich wuste er keinen Rath anders, als sich zu Gott zu wenden. Er flehte ihn als

ein unbekanntes Wesen Tag und Nacht um Rache an; dadurch empfand er nach und nach eine fremde Beruhigung in seiner Seele, die er bis daher noch nicht erkannt hatte, und die ihm Kraft einflößte, seine schwere Leiden zu ertragen. Er fieng an, in der Bibel zu lesen. Er fand darinnen so etwas würksames auf sein Herz, seine Zweifel verschwanden nach und nach ganz, und er wurde einer der festesten und gegründetesten Christen, so daß er sein schweres Kreuz nunmehro mit Ruhe ertragen konnte.

So weit war er in seiner Bekehrung gefördert, als er von seinem alten Freund Morgenthau eingeladen wurde. Er machte sich alsofort auf den Weg, und kam des Abends auf dem Schlosse in Bergthal an, wo auch die andern geladenen schon alle eingetroffen waren. Morgenthau hatte alle Freunde auf einem grossen Saal sich versammlen lassen, welcher an der Abendseite des Schlosses lag. Daselbst war eine Mahlzeit zubereitet, und seine Gemahlin beschäftigte sich damit, den Freunden den Abend angenehm zu machen; er aber hatte den ganzen Nachmittag im Kabinet gearbeitet. Nachdem nun die Sonne untergegangen war, trat Morgenthau in den Saal.

Er grüßte alle mit einem fröhlichen Gesicht, und nun gieng man an Tafel. Nach dem Essen fieng er an: Meine Herren und Freunde, und Du, meine Liebste! Der Zeitpunkt naht heran, daß meine ganze Geschichte ans Tageslicht kommen muß. Ich werde diese Nacht wegreisen, um meinen Verfolgern aus dem Wege zu gehen; aber nach Verlauf eines Vierteljahrs werde ich wieder bey Ihnen seyn, und dann erst, hoff ich, soll unsre Glückseligkeit dauerhaft werden. Ich habe sie alle zu dem Ende hieher kommen lassen, um Ihnen Lebewohl! zu sagen, und Sie allerseits zu bitten, meine Liebste und Kinder zu bewahren, und ihr in allen Umständen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wenn ich wieder komme, so werd ich es einem jeden, der etwas zu ihrem Troste beygetragen hat, vergelten können. Diese Rede setzte alle Anwesende in Erstaunen und Traurigkeit. Er war so der Mann, der einem jeden Schutz gegen Sturm und Ungewitter schafte, wenn er nur an ihn dachte, und einem jeden schien es, als wenn mit seiner Abreise der Zaun um seine Güter eingerissen würde.

Johannette fiel ihm um den Hals und weinte laut. Fahre wohl! sagte sie, mein

Geliebter! Sage mir nur, hast Du Gefahr auf dem Wege? Bist Du gewiß, daß Deine Sache gut ausschlagen muß, und wirst Du es hinausführen? Ja, sagte er, meine Theure! daran zweifle ich gar nicht; aber ich besorge, Du werdest während der Zeit allerhand Verfolgungen ausgesetzt seyn.

Darum bekümmere Dich gar nicht, antwortete sie; ich habe in meinem Leben noch keine Trübsal gehabt, und dann halte ich mich würdiger, Deine Gattin zu seyn, wenn ich einmal um Deinetwillen etwas gelitten habe. So blieben sie noch alle zusammen bis gegen zehn Uhr. Da nahm Morgenthau von einem jeden Abschied, und gieng darauf in sein Cabinet; Reymund von Haberklee und Johannette aber folgten ihm nach. Reymund wünschte, mit ihm zu reisen, und es wurde ihm gestattet. Da es aber nicht mehr Zeit war, noch vorher nach Hause zu reisen, so schrieb er Briefe an seine Verwalter und Rentmeister, und empfahl ihnen seine Sachen; Pöll aber und Caspar musten mit ihrem Herrn reisen und Bedientenstelle vertreten, damit sie vor fernern Nachstellungen sicher seyn möchten. Des Morgens, mit Anbruch des Tages, reisten

also

also Morgenthau und Reymund in aller Stille fort; die andern Freunde aber blieben diesen Tag noch alle beysammen, und am Abend gieng ein jeder nach Hause.

Johannette vermuthete wohl, daß sie nicht lange ruhig bleiben würde, denn die gewaltsame Befreyung der beyden Gefangenen konnte Löschbrand nicht ungeahndet lassen; doch beschloß sie alles heldenmüthig abzuwarten. Wie sie gedacht hatte, so geschah es. Ein paar Tage nach Morgenthau's Abreise kam ein Capitain mit hundert Mann Reuterey vor das Schloß, welcher mit Morgenthau zu sprechen begehrte. Johannette gieng heraus und fragte, was sein Begehren wäre? Er zeigte einen Befehl vor, vermöge welches er den Herrn von Morgenthau in Arrest nehmen sollte. Johannette lächelte und versetzte: Meinen Gemahl wollen oder sollen sie in Arrest nehmen? Das ist kühn; aber er ist verreist und wird auch so bald noch nicht wieder kommen. Darauf zeigte der Capitain einen andern Befehl vor, worinnen ihm anbefohlen war, mit seinen Leuten in der Herrschaft Bergthal auf Execution zu bleiben, bis auf weitere Ordre, und dem zufolge, sagte der Capitain, indem

er

er zum Thor hinein und Johannetten vorbey sprengte, werd ich mich hier einquartieren. Die Frau von Morgenthau erwiederte: Wenn der Herr Capitain im Ton der Freundschaft mit mir leben wollen, so werd ich mir eine Freude daraus machen, Ihnen zu dienen. Nun vertheilte der Capitain seine Soldaten unter die Bauern, und auf Johannettens Bitte gab er die strengsten Befehle, niemanden zu drücken oder zu quälen.

Einige Tage gieng das so ganz gut; doch merkte Johannette immer, daß sie der Capitain nicht als Morgenthau's Gemahlin, sondern als seine Maitresse ansahe, auch immer kühner wurde; daher beschloß sie, ihn bey erster Gelegenheit nachdrücklich zur Ruhe zu verweisen. Als er daher einmal hinter ihr her kam und sie ganz unverschämt um den Leib faßte, rung sie sich in einem Schwung und Sprung loß und sagte ihm mit funkelnden Augen, daß sie nicht die Berührung eines fremden männlichen Fingers dulden würde, und sollte es ihr auch das Leben kosten. Ich kenne, fügte sie hinzu, den Werth meines Herrn und Gemahls, und daher muß ich um desto mehr mich durch eine heilige Treue seiner würdig

machen.

machen. Sie hielte sich darnach sehr zurück; sie speiste nicht mehr mit ihm und blieb auf ihren Zimmern. Dem Capitain wurde aber nach und nach die Sache ernst, so daß er mit Bitten und allerhand Versuchungen an sie setzte, und es endlich einmal wagte, in ihr Kabinet zu kommen, und ihr Anträge zu thun. Als er sich aber mit ernsten Worten nicht wollte abweisen lassen, sondern sich erkühnte, sie anzugreifen; so schlug sie ihn mit geballter Faust ins Gesicht, sprang hin, ergrif ein Tafelmesser und drohte, ihm geradesweges das Messer ins Herz zu stossen, wenn er sich ferner erkühnen würde, sich ihr auf diese Weise zu nähern. Er gieng also wütend fort, setzte ihr aber eine Wache vor ihr Zimmer, und mit diesem Vorfall fieng er mit seinen Soldaten an, die Bergthaler Bauern auf die grausamste Art zu drücken.

Pfarrer Steilmann besuchte indessen seine Schwester oft, und tröstete sie, so gut er konnte. Als er aber jetzt hinkam und fand, daß sie in ihrem eigenen Schlosse eine Gefangene war, so gerieth er in Eifer, gieng zum Capitain, und ermahnte ihn im Namen Gottes, seine gemessene Pflicht nicht zu übertreten; der Capitain

aber

aber lachte ihn höhnisch aus und fragte ihn: Ob er auch ein hübsches Weibchen hätte? Steilmann gerieth darüber ausser sich, trat vor ihn und sagte: Ich bin ein Diener Gottes und unsers gnädigsten Herzogs, und jetzt erinnere ich Sie in beyden Eigenschaften an Ihre Pflicht und versichere Ihnen, daß ich mit allen Unterdrückten vor dem Richterstuhl Gottes klagen werde, und der wird Ihnen für Ihre Handlungen einen schrecklichen Lohn geben. Hierauf trat Steilmann ab; allein der Capitain war so aufgebracht, daß er auf die Wache rief und einen Corporal kommen ließ, der den armen Pfarrer ganz erbärmlich abprügeln muste. Der Pfarrer Klein eilte auf diesen Lärm im Hofe herzu, und da er im Eifer auch etwas harte Worte herausstieß, so empfieng er ebenfalls eine gute Portion Prügel. Steilmann war dergestalt voller Schmerzen, daß er nicht nach Hause gehen konnte, sondern sich dahin fahren lassen muste; der Pfarrer Klein setzte sich bey ihm, und beyde trösteten sich so gut sie konnten.

Diese Gewaltthätigkeiten wurden bald durchs ganze Bergthal allen Bauern bekannt. Zorn und Verdruß bemeisterten sich aller Herzen; besonders gab die Mishandlung an den

bey-

beyden Geistlichen gleichsam einem jeden einen Stoß zur Selbstrache, und es fehlte nur an einem Anführer, um eine Menge blutiger Köpfe zu machen. Was die Drangsal betraf, in welcher sich die Frau von Morgenthau befand, davon wuste noch zur Zeit niemand etwas; aber auch dieses blieb nicht lange verborgen. Lilienthal, der auch etliche lebendige Teufel von Soldaten im Hause hatte, brachte es endlich dahin, daß er durch Umwege Gelegenheit fand, der Frau von Morgenthau schriftlich seine Umstände zu entdecken. Durch eben denselben Weg antwortete sie ihm wieder: daß sie den heftigsten Verfolgungen und Nachstellungen ihrer Ehre wegen ausgesetzt sey, und schwerlich ohne Vergiessung eigenen oder fremden Bluts sich werde retten können; sie ermahnte daher ihren Freund Lilienthal flehentlich und mit Thränen, um Gottes und ihrer Freundschaft willen auf ihre Rettung bedacht zu seyn. Diese Klagen drangen Lilienthal durch die Seele, und so stehendes Fusses verfügte er sich zu Freund Schwabach; diesem war auch das Maaß so voll, daß es kaum ein Tröpfchen weiter zu fassen vermochte. Diese beyden Biedermänner beschlossen alsobald, ihre

Frau

Frau zu retten, es koste, was es wolle. Ehe zwo Stunden verflossen waren, hatten sie etliche zwanzig Bauern in dem Wäldchen nahe bey dem Schlosse, bey Elisens Grabe, versammlet, und in größter Geheim wurde einem jeden kund gethan, mit Frau und Kindern in der ersten Nacht ins Gebirge zu flüchten, wo ein Ort zur Zusammenkunft bestimmt wurde. Dieses alles gieng so still zu, daß kein einziger Soldat etwas davon gewahr wurde.

Gegen Abend, als es zu dämmern begann, kamen Schwabach und Lilienthal mit ihren Männern aus dem Wäldchen hervor. Die Wache, welche am Thore stand, machte Lärm; aber die Bauern ereilten die Zugbrücke, ehe sie aufgezogen werden konnte. Niemand war auf den Zufall vorbereitet. Die zehen Soldaten, welche im Schlosse lagen, sassen ruhig bey dem Kartenspiel; der Capitain aber hatte sich ein halbes Räuschgen getrunken, und war eben zur Thür hinein in Johannettens Zimmer getreten, als Schwabach den einen und Lilienthal den andern, welche vor dem Zimmer die Wache hatten, bey Seite stieß, ihnen das Gewehr abnahmen, und auch darauf doppelt bewafnet herein traten. Der Capitain erschrack

erschrack heftig; Johannette aber fiel auf die Knie, und seufzte glühenden Dank den Himmel hinan; Lilienthal hub sie auf und führte sie heraus. Indessen befahl Ulli Schwabach mit einer brüllenden Baßstimme dem Capitain, seinen Degen abzugeben. Der Capitain zitterte vor diesem Manne, der mit seinem alten teutschen Barte noch alten teutschen Muth und Redlichkeit zu verbinden schien. Marschier', Du Kind der Hölle, sagte Schwabach, Du bist mein Gefangener! Als sie zusammen auf den Gang kamen, trat der Schweizer vor den Capitain, setzte ihm die Flinte auf die Brust und rief: Knie nieder! Der Capitain zitterte und kniete. Nun fuhr er fort: Jetzt versprich mir bey Deinem Ehrenwort, wenn Du eins hast, daß Du Deinen Leuten befehlen willst, uns Bauern alle, mit Weib und Kindern, ziehen zu lassen! Der Capitain muste das schwören, und nun sagte Schwabach: Jetzt befiehl das den Soldaten augenblicklich! Er gab also Ordre an alle Soldaten, daß niemand sollte zurück gehalten werden, der ausziehen wollte. Hierauf setzten sie die Frau von Morgenthau auf ein Pferd und zogen an einen bestimmten Ort im Walde, wo sich fast alle Bergthaler

Bauern mit Weib und Kindern versammlet hatten; jeder hatte so viel Proviant bey sich, als er zu tragen vermögend war.

Johannette hatte indessen Briefe von ihrem Gemahl bekommen, worinnen er ihr meldete, daß er gesund und wohl wäre; aber sonst schrieb er ihr nichts. Sie beschloß, zum Fürsten von G. . . ihre Zuflucht zu nehmen, bis sich die Umstände änderten. Sie zog dahin, und dieser Fürst, der viel Rühmliches von Morgenthau gehört hatte, nahm sie mit ihren Unterthanen freundlich auf, und versorgte sie recht liebreich und anständig; die Bauern aber quartirten sich auf einigen Dörfern ein, und arbeiteten um Taglohn, um sich zu nähren.

Der Pfarrer Steilmann war indessen in eine schwere Krankheit gefallen, welche ihm die Schläge, der vielfältige Verdruß und die Bekümmerniß über seiner Schwester Schicksal zugezogen hatte. Er gerieth überdas in eine solche Seelenangst, daß er sich öfters das Leben nehmen wollte, und man ihn also strenge bewachen muste. Dieses alles rührte aus einer Einsicht her, welche er in die Wichtigkeit seines Amts bekam, wo er fand, daß er noch nie seiner Pflicht Genüge gethan hatte. Diese

große

große Schwermuth trieb ihn endlich zu einem feyerlichen Gelübde, wenn er wieder aufkommen würde, alles dasjenige durch die Gnade Gottes zu thun und auszuführen, was Pflicht und Amt von ihm forderten. Nun fielen alle die seichte und obenhin verbessernde Begriffe von der Religion weg; was Kern und Wahrheit hatte, das gefiel ihm, das suchte er einzuführen, und so wurde er einer der rechtschaffensten Männer, die je in der protestantischen Kirche gelebt haben. Kaum fieng er an, wieder besser zu werden, so wurde er seines Amts entsetzt und ihm befohlen, aus dem Lande zu gehen. Dieses schmerzte ihn zwar sehr; aber er ergab sich in sein Schicksal und zog zu seiner Schwester.

Es ist nicht zu sagen, welchen Druck und wie viel Unheil der Herzog durch sein Werkzeug, den Herrn von Löstbrand, in seinen Ländern anrichtete. Allenthalben war Bedrückung, Unrecht, Gewalt und Seufzen gen Himmel, zu hören. So gar auch die friedlichen Herren Sommer blieben nicht frey von Tyranney; sie wurden angeklagt, daß sie ihre Tochtermänner unterstützten, und bekamen daher ebenfalls Soldaten ins Haus, welche unmenschlich bey

 ihnen

ihnen hausten. Der Capitain im Bergthal aber hatte nichts mehr da zu thun; alles war öde und verlassen, und deswegen zog er wieder ab. Er wurde aber schlecht empfangen; denn weil er sein Amt so übel verwaltet und alle Bauern hatte ziehen lassen, so wurde er cassirt.

Mor-

Morgenthau schrieb indessen öfters von Wien aus an seine Gemahlin, und sie antwortete ihm allemal und erzählte ihm umständlich, wie die Sachen im Herzogthum Hochbergen standen; er aber meldete ihr schlechterdings nichts von dem, was er dort machte oder ausrichtete, sondern er schrieb nur obenhin, daß er bald wieder kommen würde.

Vierzehn Wochen nach Morgenthau's Abreise erscholl ein Gerücht überall, daß ein Prinz aus England angekommen sey, welcher zu Wien gewesen und bewiesen habe, daß er des seligen Herzogs Philip rechtmässiger Sohn sey, und daß dieser Prinz mit einem Kommando Kaiserlicher Soldaten in die Residenzstadt Hochbergen eingerückt sey, wo er den jetzigen Herzog, nebst seinen Ministern, mit einem Staatsarrest belegt habe. Ueber das alles fügte man noch hinzu, daß Morgenthau mit diesem Prinzen gekommen und sein vertrautester Freund sey. Johannette hörte das alles mit Wonne; nur wunderte sie sich, daß ihr ihr Gemahl von dem allem nichts geschrie-

den habe, und fast hätte sie gefürchtet, daß nichts von allem wahr wäre, wenn nicht auf einmal ein Brief von Morgenthau gekommen wäre, worinnen sie nebst ihren Kindern, Herrn Lilienthal und seiner Liebste, Herrn Pfarrer Steilmann und seiner Gattin, und dem jungen Herrn Sommer, eingeladen wurde, sich sofort reisefertig zu machen, und nach Hochbergen überzukommen. Sie bestellte dieses alles mit größter Herzensfreude, dankte Gott für die glücklich überstandene Leiden, und nachdem sich obige Freunde alle bey ihr versammlet hatten, so reisten sie zusammen nach Hochbergen ab, mit einer Freude, die größer war, als Hochzeitsfreude. Eine Nacht waren sie unterweges, und des andern Vormittags kamen sie in Hochbergen an, und logirten sich in ein Wirthshaus ein, das ihnen von Morgenthau war bezeichnet worden. Sie wunderten sich sehr, als sie ihren Freund da nicht fanden, auch gewahr wurden, daß er gar nicht im Hause gewesen war. Kaum waren sie aber eine Stunde da gewesen, als Herr Reymund von Haberklee zu ihnen kam, und sie alle mit einer Freude bewillkommete, die nicht zu beschreiben war. Jetzt, fieng er gegen Johannetten an,

wird sich ein Schauspiel für sie eröfnen, davon die Welt wird zu sagen wissen, und alsofort führte er den ganzen Trup Freunde mit sich fort nach dem Pallast, und daselbst auf einen großen herrlichen Saal. Hier waren sie eine kleine Weile voller Erwartung gewesen, was es nun geben würde, als Morgenthau in Begleitung des Herrn von Bletri und verschiedener anderer Minister und Herren in den Saal trat. Johannette flog auf ihn zu, sahe aber indessen einen grossen blitzenden Stern auf seiner Brust. Morgenthau stand und lächelte. Sie stutzte, sah vor sich nieder; erschrack aber in allem Ernst, als man ihn Ihro Durchlaucht nannte. Doch ermannte sie sich, nahte sich wieder ein paar Schritte, schaute ihm heiter ins Gesicht und sagte: Dieser Stern da blendet mich nicht; Du wustest es, Morgenthau! als Du im Garten zu Korndorf das Wehen himmlischer Luft fühltest, und Dein Herz in das meine, und meins in Deines überfloß! Ich bin Deine getreue Gemahlin; und wenn Du auch mehr als Herzog wärest, da beruf ich mich auf das Zeugniß aller Engel, die unsere Kopulation sahen; und nun fiel sie ihm um den Hals, drückte ihn an ihre Brust und weinte

Thränen der Freude. Morgenthau konnte sich nicht mehr enthalten; er weinte auch, schloß sie in seine Arme und sagte: Lieber will ich ein Herzogthum missen, als Dich; aber Du bleibst meine Gemahlin, der Kaiser hat Dich dazu geadelt, und von nun an sey Herzogin von Hochbergen! Hierauf bezeigten ihr alle Anwesende die gebührende Ehre; sie aber stand wie eine Bildsäule und zitterte; denn in dieses Schicksal konnte sie sich noch gar nicht finden. Steilmann aber und Lilienthal, nebst den ihrigen, waren wie träumend, und von Ehrfurcht mit Wonne vermischt durchdrungen. Sobald hingegen der Herzog mit seiner Gemahlin fertig war, umarmte er einen jeden von ihnen, und hieß sie alle willkommen. Nun wollte er mit seinen Freunden heute ganz allein seyn, und mit ihnen zu Mittag speisen. Während dieser Zeit erzählte er ihnen seine Geschichte, welche meine Leser oben von dem Bauer, bis an den Tod der englischen Herzogin, gelesen haben. Prinz Friedrich, unser bisheriger Herr von Morgenthau, begab sich nach dem Tode seiner Mutter an den Hof, wo er einige Jahre in Kriegesdiensten stand, nachher aber eine gewisse ansehnliche Bedienung auf

dem

dem Lande verwaltete. Hierauf gieng er auf Reisen, durchzog mit seinem getreuen Diener Wiesenthal, der seine Geschichte gar wohl wuste, desgleichen auch Weilern, zween Teutschen von Geburt, die vornehmsten Länder von Europa, und da er die Religion liebte, auch dabey von Herzen ein praktischer Philosoph war; so beschloß er, sein Leben unbekannt und ruhig zuzubringen. Zu dem Ende verfügte er sich in seines Herrn Vaters Staaten, entdeckte ihm aber weiter nichts, als daß er ein englischer Edelmann sey. Er gewann die Gnade und zartste Liebe dieses Herzogs, und unter Bekräftigung des Kaiserlichen Hofes belehnte er ihn auf sein Begehren mit dem öden Bergthal. Wie er nun da gelebt, das ist aus dieser Geschichte bekannt. Er war nie entschlossen, seine Rechte auf die Erbschaft des Herzogthums gültig zu machen; sonst hätte er vielleicht Johannetten nicht geheyrathet. Da aber der junge Herzog so übel regierte, so machte sichs Morgenthau zum Besten des Vaterlandes zur Pflicht, seine Rechte am Kaiserlichen Hofe zu beweisen, und den jetzigen Herzog zu entsetzen. Seine Gemahlin ließ er nun, nebst ihren Kindern, vollkommen legitimiren,

miren, um allen künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen, so daß seine Kinder erbfähig waren, ohne daß jemand etwas dagegen einwenden konnte.

Ehe nun der Herzog **Friedrich** Besitz von der Regierung nahm und sich huldigen ließ, versorgte er erst seine Freunde. **Lilienthal** war ein gelehrter und geschickter Mann; diesen zog er an seinen Hof, um ihn durch alle Collegia durchzuführen, wo er sich so wacker betrug, daß er in kurzen Jahren geadelt, und lange unter dem Namen des Ministers von **Lilienthal** von Greisen und Kindern gesegnet wurde. Pfarrer **Steilmann** sollte sich ruhig auf das Schloß **Morgenthau** begeben, und daselbst die Herrschaft **Bergthal** ganz zum Eigenthum übernehmen und regieren; allein er schlug dieses Geschenk großmüthig aus und erklärte sich, daß ihm die Gnade seines verschwägerten Landesfürsten, und das unbegreifliche Glück seiner theuersten und nunmehr Durchlauchtigsten Frau Schwester alles ersetzte, was in dieser Welt für ihn wünschenswerth war. Der Herzog erklärte ihn daher alsofort für seinen Hofprediger; dieses Amt muste er annehmen, und er stand demselben noch lange Jahre mit aller Treue

vor.

vor. Der junge Herr Sommer erhielte auf das mächtige Vorwort des Herzogs das, was er verlangte, nemlich die Jungfer Adelheid Silberstern. Der Bauer, welcher so lange in England gewohnt hatte, und Bedienter bey des Herzogs Frau Mutter gewesen war, bekam ein jährliches Gnadengehalt. Wiesenthal, welcher wünschte, still und vom Geräusch entfernt zu leben, wurde der Herrschaft Bergthal als Oberamtmann vorgesetzt und Weiler ihm zugeordnet; Pöll aber blieb am Hofe und geheimer Sekretär des Herzogs. Ulli Schwabach bekam einen Freybrief über sein Gut, so daß er es als ein Rittergut, ohne eine einzige Beschwerde oder Abgabe, auf erb= und ewig zu besitzen und zu geniessen hatte.

Herr von Löschbrand, seine Frau und Tochter, waren indessen im Arrest; Clara aber hatte schon verschiedenemal um Audienz angehalten, die ihr denn auch verstattet wurde. Der Herzog verwieß ihr ernstlich ihre Untreue; aber sie schaute ihn mit frohem Muth an und sagte: Ich hab' aller Versuchung widerstanden, wie hart sie auch war. Man hat meine und meines Liebsten Briefe beständig aufgefangen; ich wurde in immerwährender Gefangenschaft

gehalten, litte die grausamste Behandlung von meinen Eltern und die hitzigsten Versuchungen des Herzogs. Gott weiß meine Unschuld und er wird meine Treue krönen; dieses sagte sie mit Thränen. Der Herzog hieß sie abtreten, und ließ ihren Gemahl vor sich kommen, dem er seiner Gemahlin Bezeugung vorhielte, worüber Reymund so unruhig heiter wurde, daß er nicht zu bleiben wuste. O wenn das wahr wäre! rief er ein paarmal aus. Die Sache wurde mit aller Strenge untersucht, und Clara brachte solche Zeugnisse vor, die ihre Unschuld ins helleste Licht setzten. Reymund wurde dadurch vollkommen glücklich; der Herzog machte ihn zu seinem Staatsminister, und er arbeitete mit dem Herrn von Bletri noch lange an der Glückseligkeit des Staats. Löschbrand aber und seine Gemahlin wurden auf eine entfernte Festung gesetzt, wo sie in einer engen Verwahrung Gelegenheit genug hatten, ihre Greuelthaten zu bereuen, ohne daß sie jemand, nicht einmal ihre Kinder, zurück wünschte. Der vorige Herzog aber nahm auf des regierenden Herzogs Veranstaltung Kriegsdienste, und seiner Gemahlin wurde ein Lustschloß angewiesen, wo sie ihre Tage noch ziemlich vergnügt

gnügt zubrachte, weil ihr Herzog Friedrich alle Liebe erzeigte, die nur möglich war.

* * *

So endigt sich Morgenthau's Geschichte, und ich wünsche, daß diese meine, vielleicht letzte Arbeit von der Art, wenigstens den Nutzen schaffen möge, den ich bey der Ausfertigung derselben beäugt habe. Sollte das nicht seyn, so beliebe der Leser den Fehler nicht auf meinen Willen, sondern vielleicht auf Mangel an Geschicklichkeit und Zeit zu rechnen; denn die Veränderung meiner Umstände verursachte, daß ich diesen zweyten Theil in flüchtigen Stündchen entwerfen muste.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Die Geschichte des Herrn von Morgenthau

Bd.: 2

Berlin ; Leipzig (1779)

P.o.germ. 450-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11304400-9
VD18 8000203